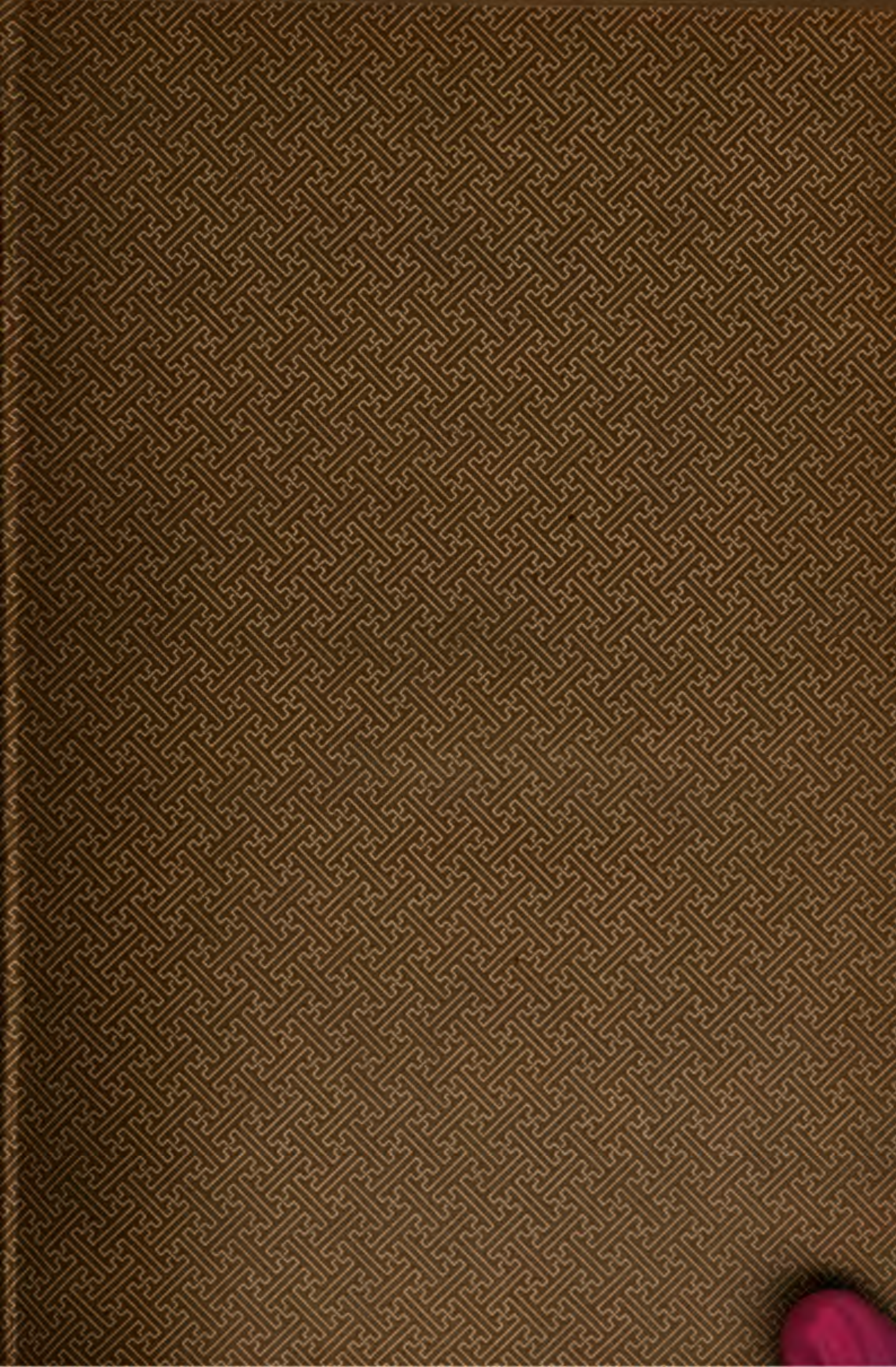


Frommanns Klassiker der Philosophie

herausgegeben

von

Richard Falckenberg

Dr. u. o. Professor der Philosophie an der Universität Erlangen.

V.

H. SPENCER

VON

OTTO GAUPP.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Herbert Spencer

HERBERT SPENCER

VON

OTTO GAUPP.

MIT BILDNIS.

ZWEITE, VERMEHRTE AUFLAGE.

STUTTGART
FR. FROMMANNS VERLAG (E. HAUFF)
1900

HERBERT SPENCER.

VON

OTTO GAUPP.



MIT BILDNIS.

ZWEITE, VERMEHRTE AUFLAGE.



STUTTGART
FR. FROMMANNS VERLAG (E. HAUFF)
1900.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Der Text der ersten Auflage ist sorgfältig durchgesehn und an vielen Stellen verbessert und erweitert worden. Der zehnte Abschnitt „Spätere Jahre“ ist gegen die erste Auflage um das Dreifache angeschwollen. Für die Erlangung der hier verarbeiteten Data fühle ich mich Herrn W. Troughton, Spencers Privatsekretär, zu besonderm Dank verpflichtet. Derselbe Herr hat auch die Freundlichkeit gehabt, das beigegebene Verzeichnis der Spencerschen Schriften und der einschlägigen Litteratur durchzusehn. Das Litteratur-Verzeichnis macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch, dürfte aber alles enthalten, was für ein eingehnderes Studium der Spencerschen Philosophie in Betracht kommen kann. Ganz neu ist auch der Anhang zu Abschnitt 20; die Gründe, die mich zu seiner Einfügung bestimmten, werden an Ort und Stelle angegeben.

Verschiedene Kritiker haben diesem Büchlein vorgeworfen, es enthalte keine Kritik der Spencerschen Philosophie. Der Vorwurf scheint mir insofern unangebracht, weil in der Einleitung ausdrücklich angegeben wird, dass es gar keine Kritik, sondern nur eine Uebersicht über die Spencersche Philosophie sein will. Wenn man in einen Laden geht, um Wolle zu kaufen, kann man zu Hause der Wolle vorwerfen, dass sie schlecht ist, nicht aber dass sie keine Seide ist. Ich muss an der Ansicht festhalten, dass in dem durch den Zweck des Büchleins gegebenen Rahmen eine eingehndere Kritik unmöglich oder jedenfalls nicht erspriesslich gewesen wäre. Vielleicht wird mir vergönnt sein, später einmal in einem zweiten Bändchen die vermisste Kritik nachzuholen.

Ich darf vielleicht hier noch eine Notiz einschieben, die in den Zusammenhang des Textes nicht mehr eingefügt werden konnte, die aber gewiss alle Freunde der Spencerschen Philosophie interessieren wird. Der greise Philosoph ist gegenwärtig mit einer gründlichen Revision seiner „First Principles" beschäftigt — einer so gründlichen in der That, dass kaum eine Seite des Buches unverändert bleiben wird. Die Arbeit schreitet so rüstig weiter, dass die englische Ausgabe noch vor Mitte dieses Jahres erwartet werden darf.

Der Verfasser.

Inhalt.



Einleitung.

Herbert Spencer ist — das steht heute wohl fest — eine Erscheinung von europäischer oder besser universeller Bedeutung. Gleich einem Voltaire, einem Kant, einem Schopenhauer ist er eine geistige Kraft, die in ihrem Wirken weit über das Volk, das ihn hervorgebracht, hinausreicht, ja überall, wo zivilisierte Menschen wohnen, geistiges Leben befruchtet und bestimmt. Er ist, wie viele hinzufügen würden, der Philosoph unserer Zeit, d. h. der Mann, der dem wissenschaftlichen Bewusstsein unserer Zeit seinen klarsten und zusammenhängendsten Ausdruck gegeben hat.

Im Lande seiner Geburt wird das heute von den Vertretern der verschiedensten Denkrichtungen unumwunden anerkannt. Während noch 1864 A. Laugel in der „Revue des Deux Mondes" Spencer mit vollem Recht nachrühmen konnte, er habe sich der Philosophie zuliebe „mit edler und rührender Selbstentsagung der Armut und, was noch schwerer zu tragen ist, der Unberühmtheit geweiht", ist ihm seitdem reichste Anerkennung, und zwar gerade die Anerkennung, die der Weise allein schätzt, das Lob Ebenbürtiger zu teil geworden. Ein Lewes fragt in seiner Geschichte der Philosophie, ob „England je einen Denker von feinerem Kaliber hervorgebracht habe"; ein Darwin nennt ihn „den grössten jetzt lebenden Philosophen Englands, vielleicht jedem der frühern ebenbürtig"; ein John Stuart Mill stellt ihn auf eine Stufe mit Auguste Comte, in seinem Munde das höchste Lob; Professor Huxley, in diesem Punkt wohl eine der ersten Autoritäten, urteilt, „die einzige vollständige und methodische Darstellung der

Entwicklungstheorie, die ich kenne, findet sich in Herbert Spencers philosophischem System, einem Werk, das jeder fleissig studieren sollte, der sich mit den Tendenzen der wissenschaftlichen Bewegung bekannt machen will“; und ähnlich andere bedeutende Männer. In dieser gerechteren Würdigung des grossen Philosophen sind die Vereinigten Staaten dem Mutterland vorausgegangen und alle angelsächsischen Kolonien gefolgt. Spencers Name ist dann bis in den fernsten Osten gedrungen, und seine Philosophie wird auf den Universitäten Japans eifrig studiert. Ein japanischer Gelehrter hat eben seine „Ersten Prinzipien“ ins Japanische übersetzt und auch sonst haben seine Werke eine grosse Anziehung auf die japanischen Uebersetzer ausgeübt. In der Litteratur der Nordländer und der Russen stossen wir Schritt und Tritt auf seine Gedanken, und die romanischen Völker haben sich in zahlreichen Büchern und Aufsätzen mit seinen Ideen beschäftigt. Wenn anderseits die Erbitterung und Hartnäckigkeit, mit denen eine Theorie bekämpft wird, nur einigermassen ein Massstab sind für den Einfluss und die Bedeutung, die sie hat, so kann sich Spencer auch in dieser Hinsicht nicht beklagen. Es hat ihm nie an heftigen Gegnern gefehlt, und sie fehlen ihm auch heute nicht. Bücher und Flugschriften, die ihn und seine Lehre „vernichten“, würden einen stattlichen Bücherschrank füllen. Man kann ohne Zweifel sagen, der Kampf für und wider Spencer ist heute nicht mehr so akut wie noch vor wenigen zehn Jahren; wenn man aber daraus den Schluss zieht, dass Spencers Einfluss auf das geistige Leben seinen Zenith überschritten habe, so muss man hinzufügen: ist das wirklich eine Thatsache, so ist der Grund einzig darin zu suchen, dass Spencers leitende Gedanken, die noch vor wenig mehr als einem Vierteljahrhundert die Welt abstiessen und befremdeten, heute so sehr zum Gemeingut aller Gebildeten geworden sind, dass man bereits vergisst oder nicht mehr daran denkt, wem man sie verdankt. —

Alles das mag dem deutschen Leser wohl übertrieben scheinen und mit gutem Grund; denn es wäre übertrieben, wenn man Spencers Bedeutung an dem mässe, was er unserm Volk gewesen ist und ist. Für Deutschland hat er bis Anfang der achtziger Jahre kaum existiert, und man wird schwerlich fehl gehn mit der Annahme, dass er auch heute noch für viele deutsche Gelehrten und Philosophen nicht viel mehr als ein blosser Name ist. Gewiss eine erstaunliche Thatsache, dass sich gerade das „Volk der Denker“ gegen den grössten Denker unserer Zeit ablehnend verhalten hat, um so erstaunlicher, weil Spencer im Gegensatz zu allen andern englischen Philosophen im ganzen Charakter seiner Philosophie etwas hat, das ihn deutscher Geistesart näherrückt. Spencer teilt die instinktive Abneigung seiner Landsleute gegen das deduktive Verfahren in keiner Weise; er dringt vielmehr überall auf eine innige Verknüpfung der induktiven mit der deduktiven Methode. Und er sieht, wieder ungleich seinen Landsleuten, in der Analyse, d. h. Prüfung und Zerlegung des Thatsächlichen in seine Bestandteile, nicht das Endziel philosophischer Betrachtung, sondern nur eine vorbereitende Arbeit zur Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe, die in der Synthese liegt, d. h. in der Zuzammenfassung des Einzelnen zu einer einheitlichen Weltanschauung. Spencers unermüdliches Streben nach Synthese, die sich auf Analyse stützt, und seine weise und vorsichtige Verknüpfung der induktiven und deduktiven Methode in der Behandlung philosophischer Fragen hat nach meiner Ansicht zur Folge gehabt, dass gerade seine Philosophie mehr als irgend ein anderes System jener berühmten Definition des deutschen Philosophen Wundt Genüge thut, die Philosophie sei „die allgemeine Wissenschaft, welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten allgemeinen Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System zu vereinigen hat“.

Es klingt nun ohne Zweifel paradox, wenn man gerade in diesem Streben nach Totalität des Wissens, diesem

charakteristischen Zuge der Spencerschen Philosophie, der an und für sich deutschem Geschmacke zusagen sollte, die Ursache ihrer relativen Einflusslosigkeit in Deutschland sucht. Das Paradoxon ist nur scheinbar. Spencers Wirken fiel nämlich in der Hauptsache in eine Zeit, da die Vorkämpfer des geistigen Fortschritts in Deutschland nicht die Philosophen, sondern die Männer der positiven Einzelwissenschaften waren. Auf sie musste aber der blosse Titel von Spencers Werk: „Ein System der synthetischen Philosophie“, abstossend wirken. Sie erinnerten sich noch zu gut des unheilvollen Einflusses, den zu Anfang des Jahrhunderts alle die unzähligen Philosophiesysteme gerade auf das Studium der Naturwissenschaften gehabt hatten; sie waren es nicht anders gewohnt, als in Philosophiesystemen aprioristische, über die Welt der Thatsachen erhabene Spekulationen und im besten Falle geistreiche Träumereien über das, wovon wir nichts wissen können, zu sehn. Das Newtonsche: „Physik, hüte dich vor der Metaphysik!“ war mit Recht ihr Motto. Allen diesen Männern lag der Begriff einer Philosophie fern, die nirgends die Einzelwissenschaften meistern will, sondern nur darnach strebt, die Resultate, die sie gewonnen haben, zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen; sie suchten überall eher als in einem „System der Philosophie“ Anregung zu ihrer Arbeit, befruchtende Gedanken und nüchterne Hypothesen. Und die Philosophen? Bei ihnen wirkte wohl die alte Abneigung gegen den „seichten, oberflächlichen“ englischen Empirismus nach. Was kann Gutes aus Nazareth kommen? Was können wir, die Schüler eines Kant, eines Hegel, eines Schelling von einem Spencer lernen? Wie als ob es nicht gerade ein Engländer gewesen, der Kant und die deutsche Philosophie aus ihrem „dogmatischen Schlummer“ aufgeweckt hat! Wie als ob sie nicht immer nur zu viel Neigung gezeigt, in diesen Schlummer zurückzusinken, und wie als ob es ein besseres Mittel gegen diese deutsche Traumsucht gäbe,

als eine erfrischende Dosis des nüchternen englischen Empirismus!

Ich gebe übrigens gerne zu, dass man heute nur noch in einem relativen Sinn von einer Vernachlässigung Spencers in Deutschland reden kann. Seit Anfang der achtziger Jahre ist sein Einfluss auch hier stetig gewachsen und heute hat er bereits einen solchen Umfang erreicht, dass man vom Jahr 1900 ab die Herausgabe einer „deutschen Zeitschrift für Spencersche Philosophie“ planen konnte. Als Beweis dafür, dass man auch in Deutschland dem grossen englischen Denker die ihm gebührende Anerkennung in steigendem Mass zukommen lässt, darf vielleicht auch der Umstand angeführt werden, dass in der vorliegenden Sammlung monographischer Darstellungen sein Name als der eines „Klassikers der Philosophie“ von Anfang an figuriert hat.

Es hängt mit der ganzen Richtung deutscher Philosophie zusammen, dass sie, wo sie sich überhaupt mit Spencer befasst, beinahe immer den Punkt verfehlt, in dem seine Grösse liegt und nach dem seine Bedeutung abzuschätzen ist. Der Spencer, den sie kennt, ist der Philosoph des „Unerkennbaren“, nicht der Philosoph der Entwicklungstheorie. Verschiedene deutsche Abhandlungen sind seinem „Unerkennbaren“, seiner Erkenntnistheorie, seiner Beilegung des Streits zwischen Religion und Wissenschaft gewidmet worden. Keine aber hat untersucht, ob seine Entwicklungsphilosophie das ist, was sie sein will, eine auf streng empirischem Wege gewonnene, zugleich aber deduktiv mit den letzten Thatsachen des Bewusstseins in Zusammenhang gebrachte, gedankliche Synthese der Synthese der Dinge. Spencer hat sich natürlich im Lauf seines Denkens auch mit den Fragen nach „dem Ding an sich“, dem Verhältnisse von Objekt und Subjekt und andern Problemen dieser Art zu beschäftigen gehabt; seine Ursprünglichkeit liegt aber nirgends in ihrer Lösung, in der er vielmehr im wesentlichen Sir William Hamil-

tons und Henry Mansels Vorgang folgt. Sein vielumstrittener Begriff des „Unerkennbaren“ z. B. ist einfach sein Ausdruck für die von den meisten Philosophen verkündete Lehre, dass alle Erkenntnis relativ und phänomenal ist, ein Ausdruck, dessen Quellen offenbar Hamiltons „Philosophie des Unbedingten“ und Mansels „Grenzen des religiösen Gedankens“ sind. Die Form, in der diese Lehre bei Spencer auftritt, mag ungeschickt, ja logisch unhaltbar sein; ob sie das aber ist oder nicht, davon hängt die Wertung seiner Philosophie nicht ab, sondern vielmehr davon, ob seine Formel der Entwicklung gleich Newtons Formel der Schwerkraft eine auf Thatsachen gegründete Verallgemeinerung ist, die die allgemeinen Züge alles Seienden und Werdenden wiedergibt und dadurch — was die Philosophie nach Spencer soll — alles Wissen vereinheitlicht. Der Amerikaner E. L. Youmans, den man nicht unpassend als den Entdecker Spencers bezeichnen kann, charakterisiert einmal Spencers Stellung als Denker sehr glücklich mit folgenden Worten: „Auf diese grosse Krisis in der Geschichte geistigen Fortschritts (nämlich das allmähliche Durchdringen einer evolutionistischen Betrachtungsweise) muss man blicken, wenn man Spencer richtig würdigen will. Er hat auf die Ehre Anspruch, der Erste gewesen zu sein, der die volle Bedeutung des neuen geistigen Gesichtspunktes erkannte! Als sich die Theorie, dass die gegenwärtige Ordnung der Dinge auf einen Schlag und in aller Vollständigkeit ins Dasein gerufen worden, als nicht länger haltbar erwies, wurde die Ansicht laut, es komme wenig darauf an, wie sie entstanden, das bestehnde System sei dasselbe, was immer seine Quelle sein möge. Spencer dagegen erkannte, dass die Frage, wie die Dinge geworden sind, von grundlegender Bedeutung ist, und dass wir nie recht verstehn können, was sie sind, wenn wir nicht wissen, wie sie zu dem geworden sind, was sie sind. Indem er von dem Gesichtspunkt ausging, den die Astronomen wahrscheinlich gemacht

und den die Geologen demonstriert haben, dass nämlich in der unendlichen Vergangenheit die Natur einunddemselben System von Gesetzen gehorcht hat, und indem er annahm, dass die bestehnde Ordnung überall aufgefasst werden muss als hervorgegangen aus einer vorherbestehnden Ordnung, kam er zur Ueberzeugung, dass der Wissenschaft nichts anderes übrig bleibt, als den ganzen Inhalt der Natur von demselben Gesichtspunkt aus zu betrachten. Er sah daher, dass Leben, Geist, Mensch, Wissenschaft, Kunst, Sprache, Sittlichkeit, Gesellschaft, Staat und staatliche Einrichtungen Dinge sind, die einer allmählichen und beständigen Entwicklung unterliegen und in keiner andern Weise erklärt werden können als durch eine Theorie des Wachstums und der Ableitung. Man kann für Spencer nicht den Anspruch erheben, dass er der Erste gewesen, der diese Forschungsmethode auf besondere Gegenstände angewandt hat; wohl aber war er der Erste, der sie als allgemeine Methode handhabte, der Erste, der sah, dass sie uns eine neue Anschauung von der menschlichen Natur, eine neue Geisteswissenschaft, eine neue Gesellschaftswissenschaft geben muss und sie alle als Glieder eines zusammenhängenden Gedankensystems. Und er war ferner der Erste, der von diesem neuen Gesichtspunkt aus oder, mit andern Worten, auf Grundlage des Entwicklungsprinzips ein umfassendes philosophisches System geschaffen hat. Kurz ich würde seine Stellung als Denker dahin bestimmen: Er hat eine allgemein missachtete Auffassung der Natur sich zu eigen gemacht und mehr dazu beigetragen als irgend ein anderer, sie zum Ausgangspunkt einer neuen Aera wissenschaftlicher Erkenntnis zu machen."

Ich möchte diese Würdigung des Philosophen, die einer seiner frühsten Anhänger vor dreissig Jahren niederschrieb, zum Motiv nehmen, das sich durch alle folgenden Ausführungen hindurchziehen soll: ich möchte, mit andern Worten, Spencer darstellen als den grossen Philosophen

des Entwicklungsprinzips, eines Prinzips, das die Weltanschauung unserer Zeit tiefer beeinflusst hat, als irgend etwas anderes, und eines Prinzips, von dessen umgestaltender und umwertender Bedeutung wir sozusagen erst einen Hauch, wenn auch einen mächtigen Hauch verspürt haben.

Es ist immer ein verzweifeltes Unternehmen, auf wenigen hundert Seiten ein getreues Bild einer Weltanschauung zu geben, die ihr Urheber in vielen dicken Bänden und auf vielen tausend Seiten niedergelegt hat. So wenig uns ein Reisebuch den Besuch des Landes, von dem es erzählt, ersparen kann, so wenig kann ein Büchlein über einen Philosophen wie Spencer die Bücher des Philosophen auch nur notdürftig ersetzen. In beiden Fällen setzt wirkliches Bekanntwerden wirklichen Besuch voraus. Der „Bädeker“ kann aber die Reise erleichtern, er kann uns sagen, was die charakteristischen Züge des Landes sind, er kann uns einen allgemeinen Begriff geben von dem, was wir zu sehn bekommen werden; wenn die folgenden Blätter dasselbe für das weite Land der Spencerschen Philosophie thun können, haben sie ihren Zweck erfüllt. Sie schmeicheln sich, ein Führer zu sein, der das Eindringen in jenes Land erleichtert und zugleich anreizt, den Versuch zum Eindringen zu machen. —

Erster Teil.

Spencers Leben.

1. Spencers Leben ist wie das der meisten Philosophen arm an äussern Ereignissen, und auf eine genauere Geschichte seines innern Lebens haben wir hoffentlich noch lange zu warten; denn seine Autobiographie, die zwei stattliche Bände füllt und die gewiss ein interessantes Gegenstück zu John Stuart Mills berühmter Autobiographie bilden wird, soll erst nach seinem Tode veröffentlicht werden. Wir wissen aber doch auch heute schon teils aus seinem eignen Munde, teils aus Mitteilungen seines intimen Freundes und Apostels, des schon erwähnten Amerikaners Youmans, manches, besonders aus seiner Jugend, das auf seine geistige Eigenart ein charakteristisches Licht wirft.

Herbert Spencer wurde geboren am 27. April 1820 im Herzen Englands, in Derby; er ist also im Gegensatz zu andern führenden Geistern des Victorianischen Zeitalters, einem John Stuart Mill, einem Carlyle, Ruskin, Macaulay, Sir William Hamilton, die alle schottischer Herkunft sind, gleich Darwin ein ächter Engländer. Spencer stammt aus einer alten Lehrerfamilie; sein Grossvater, Vater und Onkel waren Lehrer. Von seiner Mutter hören wir im allgemeinen wenig; sie wird uns als eine liebenswürdige, mitteilsame Frau geschildert, die ihren grossen Sohn sehr bewunderte, seine Bücher aber, wenn wir von wenigen Essays absehen, nicht verstehn konnte. Es scheint festzustehn, dass Spencer in geistiger Beziehung durchaus der Sohn seines Vaters war. Diesen preisen alle, die ihn persönlich kannten, als einen überaus feingebildeten, dabei selbständig denkenden und geistig regen Mann. In seinem Beruf als Schullehrer war er ein entschlossener Feind der nur zu üblichen Methode, die ihren Stolz darein setzt, das Gedächtnis der Kinder mit Bücherwissen zu überladen; er legte vielmehr alles Gewicht darauf, zu

Selbstthätigkeit und Selbständigkeit im Denken und Beobachten anzuleiten. Kurz, er verkörperte in seinem paedagogischen Handeln die Ansichten, denen später sein Sohn in den berühmten Aufsätzen über die Erziehung vollendeten Ausdruck gab. Die paedagogischen Ansichten des Vaters haben auf die geistige Entwicklung des Sohnes einen bestimmenden Einfluss ausgeübt. Spencer selbst hat ausdrücklich anerkannt, dass er viele der ausgesprochensten Züge in seiner ganzen Denkrichtung seinem Vater verdanke, so vor allem „die tiefwurzelnde Neigung, überall nach Ursachen zu forschen und zwar nach Ursachen physischer Natur“. Sein Vater habe aber stets mehr durch Beispiel als durch direkte Lehre gewirkt.

2. Drei Jahre nach der Geburt Herberts, seines einzigen überlebenden Kindes, zwangen Gesundheitsrücksichten den alten Spencer, seine Schule in Derby aufzugeben. Er zog in das benachbarte Nottingham, wo er, wie beinahe die halbe Stadt, in der Spitzenfabrikation Beschäftigung fand. Schon nach drei Jahren gings aber wieder zurück nach Derby zur kongenialeren Beschäftigung des Lehrens und Unterrichtens. Jung Spencer hatte bereits in Nottingham kurze Zeit bei einer Lehrerin die Schule besucht, und in Derby wurde seine Ausbildung zuerst zu Hause von seinem Vater und dann in der Schule eines Onkels fortgesetzt. Da er von so zarter Gesundheit war, dass seine Eltern verschiedene Male die Hoffnung aufgegeben hatten, ihn überhaupt fortzubringen, vermied sein Vater mit Recht aufs peinlichste jedes Drängen und Ueberanstrengen, und Herbert war denn auch in keiner Weise ein „Wunderkind“; im Gegenteil, er galt eher als „zurückgeblieben“. Er wurde über sieben Jahre, bis er lesen lernte, und als er der grossen Kunst mächtig war, fand er wenig Geschmack an ihrer Ausübung. In der Schule feierte er durchaus keine Triumphe. Er war unaufmerksam und faul und hasste vor allem das Auswendiglernen aufs

grimmigste. Dabei war er unfolgsam und eigensinnig, Vorstellungen und Ermahnungen sehr unzugänglich und darauf erpicht, überall seinen eigenen Weg zu gehn, also durchaus kein Musterschüler. Den Spencer, der in spätern Jahren so unermüdlich für Recht und Freiheit des Individuums eintritt und mit leidenschaftlichen Worten gegen Unterdrückung und Gewaltherrschaft in jeder Form protestiert, erkennen wir wieder, wenn wir hören, dass er als kleiner Junge allem „Bullying“, wie das in englischen Schulen zum System ausgebildete Tyrannisieren jüngerer durch ältere Schüler genannt wird, nicht zu brechenden Widerstand leistete. Der wertvollere Teil seiner Erziehung ging inzwischen ausserhalb der Schule vor sich. Sein Vater lehrte ihn nach der Natur zeichnen, worin er schnelle Fortschritte machte, und unterstützte und leitete seinen ausgesprochenen Sammeleifer, dem Käfer, Schmetterlinge und Blumen zum Opfer fielen. Er zog ihn ferner zu den Stunden heran, in denen er mit Privatschülern physikalische und chemische Versuche machte, und hier schüttelte der junge Spencer die Gleichgültigkeit schnell ab, die ihm im Klassenzimmer anhaftete. Er machte früh Versuche auf eigene Faust und wurde dazu, wie zu jeder Art schaffender Thätigkeit, vom Vater eifrig ermuntert. Er durfte ferner schon als kleiner Knirps bei den regelmässigen Disputationen zuhören, in denen sein Vater und seine Onkel, alles aufgeklärte und geistig sehr regsame Männer, brennende Fragen der Politik und Religion zu erörtern pflegten, und auch die vielen litterarischen, wissenschaftlichen und medizinischen Zeitschriften, die ins Haus seines Vaters kamen, der Sekretär der philosophischen Gesellschaft in Derby war, wurden seiner etwas erratischen Wissbegierde nicht vorenthalten. Seine religiöse Erziehung wurde keineswegs vernachlässigt; es geschah im Gegenteil des Guten zu viel. Sein Vater und seine Mutter waren beide Methodisten; im Vater hatte sich aber mit der Zeit eine Abneigung gegen das methodistische System fest-

gesetzt, und er war allmählich ein regelmässiger Besucher des Versammlungshauses der Quäker geworden. Die Mutter dagegen blieb dem alten Glauben treu, und die Folge war, dass der Sohn morgens mit dem Vater die Quäkerversammlung und abends mit der Mutter die Methodistenkapelle besuchen musste. Dieses sonntägliche Hin-und-Her trug nicht gerade dazu bei, dem Knaben einen grossen Begriff vom Werte theologischer Dogmen zu geben, und das erzwungene Lernen einer Masse Lieder und Bibelsprüche verleidete ihm auf die Dauer alle biblische Sprache.

3. Spencer wuchs unter dieser Erziehung, die alle Treibhausmethoden mied und ihn möglichst seine eigenen Wege gehn liess, zu einem relativ kräftigen und gesunden Burschen heran, und als er dreizehn Jahre alt war, hielt sein Vater die Zeit für gekommen, ihn nach englischer Sitte aus dem Elternhause weg in fremde Obhut zu geben, die einen gleichmässigern Unterricht und strengere Zucht möglich machte. Er wählte aber keine der öffentlichen Schulen, sondern sandte den jungen Herbert zu seinem Bruder Thomas, der als Geistlicher der anglikanischen Kirche die Pfarrei Hinton Charterhouse bei Bath unter sich hatte. Dieser Onkel war gleich Spencers Vater und dessen andern Brüdern ein selbständig denkender, unabhängiger und gemeinnütziger Mann. Ungleich den meisten seiner Amtsbrüder, die durchweg hochkonservativ waren, beteiligte er sich an der demokratischen Chartistenbewegung und war ein eifriger Förderer der Agitation gegen die Korngesetze. Er verband mit einem warmen Herzen, das ihn trieb, sich im Dienst des öffentlichen Wohls zu Tode zu arbeiten — er starb nur siebenundfünfzig Jahre alt infolge geistiger Ueberanstrengung —, einen aussergewöhnlich klaren Verstand, der ihm ermöglichte, in allen Reformbestrebungen die Spreu vom Weizen zu sondern. Es war gewiss ein grosses Glück für jung Spencer, in den

bildungsfähigen Jahren von dreizehn bis sechzehn unter einem solchen Manne zu stehn, und Onkel und Neffe verstanden sich vortrefflich, bis auf e i n e n wichtigen Punkt.

Reverend Thomas war ein „University man“; er hatte mit grossem Erfolg in Cambridge studiert, liebte seine Universität und dachte hoch von den geistigen Vorteilen, die ihr Besuch mit sich bringe. Es war nur natürlich, dass er seinem Neffen diese Vorteile zu gute kommen lassen wollte. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Als er Herbert mitteilte, er werde ihn später auf die Universität senden, sträubte sich dieser mit der ganzen ihm eigenen Hartnäckigkeit. Er wollte nicht auf die Universität gehn, die ihn doch nur Dinge lehren könne, für die er sich nicht interessiere — man vergesse nicht, dass es sich um das Cambridge der dreissiger Jahre handelte —; und er ging nicht auf die Universität. Uebrigens hatte er trotzdem den gewöhnlichen Vorbereitungskursus durchzumachen und bewies dabei in jeder Beziehung die charakteristische Richtung seines Geistes. Das wenige Griechisch und Latein, das er in Derby gelernt, wurde wieder aufgenommen und daneben mit Französisch begonnen, doch all das ohne Interesse und mit wenig Erfolg. Spencer konnte mit dem Auswendiglernen von Wörtern und willkürlichen Grammatikregeln nicht fertig werden; sein Gedächtnis versagte für unzusammenhängendes Detail, so gut es überall Prinzipien festhielt. Wo es dagegen galt, zu konstruieren und zu deduzieren, war er am Platz, und in Mathematik und Mechanik überflügelte er bald alle seine Mitschüler, wobei er früh seine wachsende Neigung verriet, auf eigene Faust Dinge zu analysieren und neue Probleme aufzuspüren.

Nachdem die drei Vorbereitungsjahre vorüber waren, kehrte er, statt nach Cambridge zu gehn, ins Vaterhaus zurück, wo er ein Jahr lang seine Weitererziehung in die eigene Hand nahm. Dass es dabei ziemlich willkürlich

und unsystematisch zuging, braucht kaum gesagt zu werden; er las und studierte, was ihm eben gerade behagte.

Wir stehn nun am Ende der eigentlichen Schulzeit des Philosophen. Hatte er schon in diesen Jahren das Beste, was er wusste, auf eigene Faust gelernt, so hat er künftig nie mehr einen Lehrer im eigentlichen Sinne des Wortes gehabt. Man hat vielfach beklagt, dass er sich freiwillig von den Vorteilen einer Universitätbildung ausschloss, und hat geglaubt, in seinen Schriften charakteristische Spuren ihres Mangels zu finden — vornehmlich in seiner Unterschätzung des Wertes der humanistischen Bildungselemente und einem gewissen Mangel an historischem Sinn. Man hat damit ohne Zweifel Recht; Spencer hätte gewiss auf der Universität manches gelernt, was wir heute bei ihm vermissen; er hätte aber wahrscheinlich auch vieles gelernt, das er besser nicht gelernt hat. Seine geistige Entwicklung, die so ganz spontan ist und deren Reiz vor allem in ihrer Spontaneität liegt, wäre vermutlich in künstliche Bahnen gelenkt worden, und so hätte er wohl an Ursprünglichkeit verloren, was er an Bildung gewinnen mochte. Spencer selbst hat nie einen Augenblick bereut, dass er keine Universität besucht hat, und selbst sein Onkel hat trotz aller seiner Hochschätzung für Universitätbildung später anerkannt, dass sein Neffe bei seiner geistigen Eigenart doch wahrscheinlich recht gehabt habe. Wenn aber Spencer seine persönlichen Erfahrungen in seinen pädagogischen Schriften und in vielen Aeusserungen über den Wert oder besser den Unwert der Universitätbildung verallgemeinerte, so hat er wohl übersehen, dass eine Kost und Behandlung, unter denen ein junger geistiger Riese wachsen und gedeihen mag, für Durchschnittsmenschenkinder Verderben und Verkümmern bedeuten können. Eines schickt sich nicht für alle; das wird wohl auch in Erziehungsfragen gelten.

4. Spencer war nun siebzehn Jahre alt, und seinem Vater schien es an der Zeit, dass er sich für einen Beruf entscheide. Ihm galt der Lehrberuf als der höchste, und er wünschte sich nichts Besseres, als dass sein Sohn der Familientradition treu bleibe und Lehrer werde. Der Wunsch schien in Erfüllung zu gehn; im Sommer 1837 war Herbert wirklich drei Monate Hilflehrer in der Schule, die er als Knabe besucht hatte. Und er schien trefflich für den Beruf zu passen; er zeigte grosses Talent für klare Auseinandersetzung, viel Fähigkeit, die Schüler zu interessieren und zu eigenem Nachdenken anzuregen. Spencers Laufbahn schien nun vorgezeichnet, als ganz unerwartet noch im Herbst desselben Jahres ein verlockendes Anerbieten seinem Leben eine andere Richtung gab. Ein früherer Schüler seines Vaters, der Ingenieur Charles Fox, war mit dem Bau der London-Birminghamer Eisenbahn betraut worden. Er hatte von den ausgezeichneten mathematischen Kenntnissen des jungen Spencers gehört und bot ihm einen Posten an dem Unternehmen an. Spencer nahm an und bekleidete den Posten ein Jahr lang, während dessen er die gewöhnliche Arbeit eines Eisenbahningenieurs verrichtete, d. h. Karten zeichnete, Pläne entwarf u. s. w. Im Herbst 1838 trat er dann zur Birmingham-Gloucester-Bahn über, in deren Dienst er die nächsten anderthalb Jahre stand. Während dieser Zeit setzte er seine mathematischen Studien eifrig fort und lieferte mehrere Beiträge für das „Civil Engineer's Journal“, in denen er verbesserte technische Methoden und Konstruktionen beschrieb. Sein schöpferisches Talent auch auf diesem Gebiete bewies er durch die Erfindung eines kleinen Instruments zum Prüfen der Schnelligkeit von Lokomotiven, das er Velocimeter nannte.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1839 war Spencer hauptsächlich im Freien beschäftigt; er hatte die Leistungen von Maschinen zu prüfen und den Bau der Linie zu beaufsichtigen. Im Zusammenhang damit verfiel er auf das

Sammeln von Fossilien, und das führte ihn zum Studium der Geologie. Er las Sir Charles Lyells berühmte Prinzipien der Geologie und stiess in diesem Werke zum erstenmal auf die Entwicklungstheorie in ihrer Anwendung auf organische Wesen. Spencer erzählt, dass sie sofort grossen Eindruck auf ihn machte, trotzdem dass sie das unvollkommene Lamarcksche Gewand trug, und trotzdem dass Lyell sie nach gründlicher Auseinandersetzung bekämpft und völlig verwirft. Lyells Gründe schienen dem jungen Spencer nicht stichhaltig, und er wurde durch die Lektüre ein überzeugter Anhänger der Theorie, der Darwin zwanzig Jahre später eine rationellere Begründung geben sollte. Spencer hatte sich schon um diese Zeit weit von der landläufigen Theologie entfernt und immer mehr in den Glauben an die Allgemeingültigkeit der Naturgesetze und die Gleichförmigkeit des Naturgeschehns hineingelebt. Die Lamarcksche Theorie kam dieser Denkrichtung entgegen und wurde deshalb von ihm angenommen, ohne dass er zu genau nach der Stichhaltigkeit des Beweismaterials, auf das sie sich stützte, gefragt hätte. —

5. Spencer hatte inzwischen seinen zwanzigsten Geburtstag gefeiert; seine Lehr- und Wanderjahre waren aber noch lange nicht zu Ende. Er war dem Ingenieurberuf sehr zugethan; es wurde aber bald immer klarer, dass dieser ihm die sichere Lebensstellung nicht bieten konnte, die er von ihm erhofft hatte. Im Eisenbahnbau wechselten Zeiten wildester Spekulation und allgemeiner Thätigkeit mit Zeiten tiefer Depression ab. Während der Schwindelperioden konnte man gar nicht Ingenieure genug finden und zahlte die höchsten Gehalte, die natürlich immer mehr junge Leute anlockten. Ebbte die gute Zeit dann allmählich weg, so stellte sich bald heraus, dass die Profession schrecklich überfüllt war, und eine Masse junger Ingenieure sass auf dem Trocknen. So ging es Spencer wieder und wieder; er blieb aber trotzdem dem Berufe

noch mehrere Jahre treu. So unangenehm einem jungen Manne die langen Pausen erzwungenen Nichtsthuns sein mussten, so hatten sie doch andererseits das Gute, dass sie ihm Zeit zur Weiterausbildung liessen. Vornehmlich in diesen Jahren hat Spencer sich den gewaltigen Vorrat positiven Wissens auf allen denkbaren Gebieten angelegt, von dem seine Essays und sein System so beredtes Zeugnis ablegen.

Die erste längere Pause in seiner beruflichen Arbeit liess er im Jahr 1841 eintreten. Er kehrte im April dieses Jahres ins Elternhaus zurück, um es vor zwei Jahren nicht wieder zu verlassen. Er hatte ursprünglich die Absicht, seine mathematischen Kenntnisse noch weiter zu vervollkommnen; daraus wurde aber nur wenig. Dagegen arbeitete er in anderer Weise an seiner Ausbildung weiter, allerdings nach seiner Art scheinbar sehr unsystematisch und ohne viel greifbaren Gewinn. Er studierte mehrere Monate lang eifrig Botanik, er übte sich fleissig im Federzeichnen, er beschäftigte sich beständig mit mechanischen Erfindungen, und vor allem: er las viel und vielerlei. Während dieser Zeit war er auch — das einzige Mal in seinem Leben — politisch thätig. Er beteiligte sich eifrig an einer auf Ausdehnung des Stimmrechts gerichteten Agitation, die sich an eine Flugschrift knüpfte, die der Herausgeber des „Nonconformist", ein Dr. Miall, geschrieben hatte. Spencer wurde Sekretär für Derby und wohnte als Delegierter einer Konferenz in Birmingham bei, auf der — allerdings vergeblich — ein Anschluss an die Chartistenbewegung gesucht wurde. Eine vielleicht erspriesslichere Thätigkeit entfaltete er, als im Jahr 1842 eine grosse Ueberschwemmung seine Vaterstadt heimsuchte. Er schrieb im Auftrag der Stadt einen eingehnden Bericht mit Vorschlägen zur Verhütung der künftigen Wiederholung eines solchen Unglücks. —

6. Im Sommer des gleichen Jahres besuchte Spencer seinen Onkel in Hinton, um seine Büste zu modellieren. Und hier in Hinton schrieb er seine erste Schrift von allgemeinem Interesse, eine Reihe von Briefen für den „Nonconformist", in denen er gleich dem jungen Humboldt in jugendlicher Verwegenheit eine Antwort auf die überaus verwickelte Frage nach den richtigen Grenzen der Staatsthätigkeit zu geben suchte. Wir kommen auf diese Briefe zurück, die im folgenden Jahre unter dem Titel „The Proper Sphere of Government" als Flugschrift erschienen. Hier wäre nur zu bemerken, dass es wahrscheinlich der Erfolg dieses Erstlingswerkes war, was ihn im Frühjahr 1843 veranlasste, nach London zu pilgern, in der unbestimmten Hoffnung, dort litterarische Beschäftigung zu finden.

Daraus wurde allerdings für den Augenblick noch nichts. Auf dem Eisenbahnmarkt bereitete sich eine Haussebewegung vor, die im Jahre 1845 ihren Höhepunkt erreichte, um dann allerdings mit einem Krach abzuschliessen, wie ihn die Londoner City selten erlebt hat. Ueberall wurden neue Linien geplant und begonnen, und für den Eisenbahningenieur brachen wieder goldene Zeiten an. Der Strudel zog auch unsern jungen Philosophen in seine Kreise, und von 1844—46 sehn wir ihn wieder die meiste Zeit als Bahningenieur thätig. Er hatte es in seinem Beruf so weit gebracht, dass ihm 1845 mehrere Monate in London ein Bureau anvertraut wurde, auf dem er zwanzig Angestellte unter sich hatte. Spencer machte nun, nachdem die Krise im Spätherbst 1845 dem Eisenbahnschwindel ein jähes Ende bereitet hatte, noch einen letzten Versuch, sich als Ingenieur durchzuschlagen. Er nahm 1846 ein Patent auf eine Säge- und Hobel-Maschine, die er erfunden hatte, und wollte dieses Patent zusammen mit einem Freund ausbeuten. Schliesslich zog dieser Freund aber vor, nach Indien zu gehn, und der Plan wurde zu Wasser. Damit fand seine Laufbahn als Ingenieur einen endgültigen Abschluss.

Spencer war gerne Ingenieur und gab den Beruf, wie wir sahen, keineswegs aus freien Stücken auf. Wir dürfen allerdings bezweifeln, dass er dauernde Befriedigung in ihm gefunden hätte, und wir werden jedenfalls nicht bedauern, dass ihm kein Erfolg in einer Beschäftigung blühte, die seinen philosophischen Trieb doch nie zur rechten Entfaltung hätte kommen lassen. Auf der andern Seite haben die Jahre, die Spencer in einem praktischen Berufe verbrachte, sicher nicht wenig dazu beigetragen, ihm mehr Geschäftskenntnis und praktischen Sinn zu verleihen, als man sonst bei Philosophen zu finden gewohnt ist. Man darf bezweifeln, dass er ohne diese Ausrüstung die gewaltigen äussern Schwierigkeiten besiegt hätte, die sich anfangs der Ausführung seines Lebenswerkes entgegenstellten. Sein Freund Youmans schrieb unter dem ersten Eindruck eines Ausflugs nach Schottland, den er mit Spencer zusammen machte: „Spencer ist für eine solche Expedition der schnellste, geschickteste, anpassungsfähigste und nützlichste Mensch, den ich kenne. Er ist wunderbar praktisch und erledigt alles, was zu besorgen ist, mit der ganzen Thatkraft und Gewandtheit eines erfahrenen Geschäftsmannes.“ Gewiss ein Zeugnis, das von dem gäng und gäben Bild, das man sich von einem Philosophen macht, seltsam absticht! —

7. Spencer versuchte es nun mit der Schriftstellerei. Der Journalist hatte wirklich mehr Glück, als der Ingenieur. Schon im Herbst 1848 errang er sich die Stelle eines Unterredakteurs am „Economist“, der angesehnsten finanziellen und ökonomischen Wochenschrift Englands. Die Stelle bot den doppelten Vorteil, dass sie ihm ein anständiges Einkommen gewährte und verhältnismässig viel freie Zeit für eigene Studien liess. Spencer war nicht der Mann, diese Mussestunden ungenützt verstreichen zu lassen. Er vollendete in ihnen im Lauf der nächsten zwei Jahre sein erstes umfassenderes Werk: die „Social Statics“,

die er bereits im Frühjahr 1848 begonnen hatte. Das Werk wandte sich an keinen grossen Leserkreis und fand auch keinen; es erregte aber in auserlesenen Kreisen viel Aufsehn. Von hier an datiert Spencers lebenslängliche Freundschaft mit Huxley, Lewes und George Eliot, nnd zu weiteren Freunden und Verehrern gewann es ihm Tyndall, John Stuart Mill, George Grote, J. D. Hooker und andere. Mit allen diesen Männern ist Spencer bis an ihr Ende in regem persönlichem Verkehr geblieben; kein Verhältnis wusste er dagegen zu Carlyle zu gewinnen, den er um dieselbe Zeit kennen lernte. Carlyles cholerischer Pessimismus, der sich in ewigen Ausbrüchen Luft machte, war dem kühl urteilenden und gleichmütigen Philosophen auf die Dauer unerträglich. „Ich pflegte", erzählt er, „Carlyle zu besuchen; aber er ist so widerwärtig und misanthropisch geworden und wütet so beständig über den schrrrrr-ecklichen Zustand der Dinge, dass ichs nicht länger aushielt. Ich mag mich nicht mit ihm streiten und will seinen Unsinn nicht länger mit anhören und bleibe deshalb weg. Er ist ein schrecklicher Schwätzer, seine Zunge geht unaufhörlich; selbst seine Frau kann kein Wort anbringen, bis er hinausgeht, um seine Pfeife zu rauchen. Dann legt sie los und beweist, dass nur ihr Gatte sie ‚auslöschen' kann. Carlyles Unterhaltung ist ein langes ‚Verdammt'."

Die „Social Statics" waren auch in anderer Beziehung bestimmend für Spencers Leben. Sie gaben ihm zuerst ein Bewusstsein seines Könnens und machten ihn zum erstenmal auf die Probleme aufmerksam, denen sein weiteres Denken galt. Von den Fortschritten, die er als Denker in den nächsten acht Jahren machte, zeugen einige zwanzig Essays, die alle anonym erschienen, deren Erfolg ihm aber möglich machte, 1852 die journalistische Arbeit am „Economist" aufzugeben und sich künftig ausschliesslich der Ausarbeitung seines Gedankensystems zu widmen. Die zehn Jahre von 1848—58 sind recht eigent-

lich die Zeit, da im Geist unseres Philosophen der Plan zu dem grossen Werk keimte und reifte, dem er sein späteres Leben geweiht hat. Die Geschichte seiner innern Entwicklung während dieser zehn Jahre ist für das Verständnis seiner Philosophie so wichtig, dass ich ihr das ganze zweite Kapitel widmen will. Hier sei nur bemerkt, dass er neben den genannten zwanzig Essays in dieser Periode auch ein grösseres Werk verfasste, seine Prinzipien der Psychologie, die 1853 erschienen. Dieses Buch, das die Wissenschaft der Psychologie auf eine neue Grundlage stellte und für sich allein Spencer einen dauernden Platz unter den ersten Denkern seiner Zeit sichern würde, hat in seinem Leben eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Spencer hatte sich so in sein Studium vertieft, dass er ob ihm alles andere vergass. Die Folge war ein Zusammenbruch seiner Gesundheit, der ihn zu anderthalbjährigem Nichtsthun verurteilte und ihm ein schweres chronisches Leiden hinterliess. Spencer hatte von da an beständig gegen Dyspepsie und Schlaflosigkeit zu kämpfen, und nur häufiges, gänzliches Aussetzen der Arbeit und striktester Gehorsam gegen die Vorschriften der Gesundheitslehre machten weitere geistige Produktion überhaupt möglich. Im besten Falle konnte er täglich auf drei Stunden intensives Arbeiten rechnen. Es beruht auf eigenster trauriger Erfahrung, wenn Spencer in seiner Ethik mit so viel Nachdruck die Sorge für die eigene Gesundheit als ethische Pflicht hervorhebt.

8. Während Spencer an seiner Psychologie arbeitete, reifte in ihm die Ueberzeugung, dass das Entwicklungsgesetz, das er im menschlichen Geiste nachwies, ein Weltgesetz von gleich universeller Bedeutung darstelle wie das der Schwerkraft, und seine erste Arbeit nach seiner Wiederherstellung war, für dieses universelle Gesetz eine ebenso universelle Ursache nachzuweisen. 1858 kam ihm dann der Gedanke, dass dieses allgemeine Gesetz die

natürliche Basis für ein philosophisches System abgeben könnte, das wirklich alle Einzelerkenntnisse zu einem umfassenden und zusammenhängenden Weltbild zusammenschliessen würde. Mit dem Gedanken an die Möglichkeit eines so gewaltigen Unternehmens stand für Spencer zugleich der Beschluss fest, den Versuch der Ausführung zu machen. Mehr äussere als innere Schwierigkeiten, die unüberwindlich schienen, türmten sich ihm entgegen. Das Werk musste seiner Natur nach viele Jahre zu seiner Vollendung erfordern — Spencer rechnete anfänglich auf zwanzig Jahre —. Es war eine Riesenarbeit, und der Mann, der sie unternehmen wollte, war physisch ein Invalide. Er hatte das erste Kapitel des ersten Bandes noch nicht vollendet, als ihn bereits einer seiner nervösen Zusammenbrüche für längere Zeit arbeitsunfähig machte! Spencer war ferner dem grossen Publikum so gut wie unbekannt — alle seine Essays waren anonym erschienen, und von der „Psychologie“ waren noch kaum dreihundert Exemplare abgesetzt. Dass er keinen Verleger finden könne und damit des ganzen mächtigen Einflusses verlustig gehen müsse, den die Verleger auf die Presse ausüben, stand ihm von vorneherein fest. Seine besten Freunde rieten ihm ab. Die einen meinten, die Zeit sei noch nicht reif für ein solches Unternehmen, die andern, seine Kräfte würden nicht ausreichen. Spencer liess sich von alledem nicht abschrecken. Er erkannte in dem Werk die Aufgabe seines Lebens; er fühlte die geistige Kraft, der Aufgabe genügen zu können und hielt an ihr mit der ganzen Zähigkeit seiner Rasse fest. Die ersten Jahre waren schwer, und wäre Spencer kein so willensstarker Mann gewesen, so wäre sein System wohl nie über die ersten hundert Seiten gediehen.

Die erste Schwierigkeit, die überwunden werden musste, war pekuniärer Natur. Spencer hatte das kleine Vermögen, das er besass, während seiner Krankheit und durch Veröffentlichungen, die sich nicht zahlten, aus-

gegeben und er konnte von der Arbeit, der er sich hinfort ganz widmen wollte, auf lange keinen pekuniären Ertrag erhoffen. Er wandte sich nun zuerst im Juli 1858 an John Stuart Mill, setzte ihm seinen Plan auseinander und fragte an, ob sich nicht in der indischen Verwaltung, in der Mill beschäftigt war, ein Vertrauensposten für ihn finden lassen würde, der ihm Zeit genug zur Ausführung seines Planes liesse. Mill antwortete sehr teilnehmend; es fand sich aber nichts. Eine ähnliche Anfrage bei der Regierung war gleichfalls vergeblich, obgleich er sie durch die besten Empfehlungsschreiben unterstützen konnte. John Stuart Mill, George Grote und die Professoren Huxley, Fraser, Hooker, Tyndall, Latham hatten ihm ein schriftliches Gutachten ausgestellt, das dahin ging, er sei vor allen andern der richtige Mann, um ein grosses und eigenartiges Werk zur Erweiterung und Organisierung des Wissens unserer Zeit zu schaffen, und die Förderung dieses Werkes werde der britischen Regierung immer zur hohen Ehre gereichen. Spencer war übrigens an dem Scheitern dieses Planes selbst mitschuldig. Er ist einer jener Männer, die unter keinen Umständen ihre Ueberzeugungen zum Opfer bringen können, und die ausgesprochenen Ansichten, die er von den richtigen Grenzen der Regierungsthätigkeit hegte, machten ihm bei der Mehrzahl der Posten, die sonst gepasst hätten, eine Annahme unmöglich. Andere, die er hätte haben können, hätten seine Zeit zusehr in Anspruch genommen. Als alle diese Pläne gescheitert waren, fasste Spencer den Entschluss, sein System auf Subskription zu veröffentlichen. Er entwarf nun zuerst 1858 einen Plan, der das ganze Werk auf sieben Bände berechnete, erweiterte diesen Plan dann im nächsten Jahr auf zehn Bände und legte ihn in einem „Prospectus“ nieder, den er zu Beginn des Jahres 1860 veröffentlichte. Wir werden von diesem denkwürdigen Schriftstück noch mehr hören. Es gibt in dreiunddreissig Unterabteilungen eine ins Einzelne gehnde Uebersicht über das ganze Werk, an dem Spencer während

der nächsten sechsunddreissig Jahre arbeitete, dessen Grundzüge aber schon damals in seinem Kopf völlig fertig dastanden. Spencer ist später von dem „Prospectus“ nur in wenigen Kleinigkeiten abgewichen!

Die erste Lieferung seines Werkes erschien im Oktober 1860, und weitere folgten vierteljährlich, so dass der erste Band — die „First Principles“ — bereits im Juni 1862 fertig war. Die Hoffnung, das Unternehmen werde wenigstens die Kosten decken, verwirklichte sich nicht. Spencer verlor mit jeder Lieferung, die erschien, und die Aussichten auf eine Fortsetzung des Werkes waren trüb. Prof. Youmans, der Spencer damals zum erstenmal gesehn hatte, schrieb am 24. August 1862 an seine Schwester: „Geschäftlich ist es dem armen Manne (Spencer) recht schlimm ergangen. Seine Bücher haben ihm nie etwas eingebracht, im Gegenteil, sie hängen ihm wie Mühlsteine am Hals. Von der „Psychologie“ sind 500 Exemplare publiziert worden; 300 hat er heute (nach neun Jahren) noch in Händen. Die „Social Statics“ gingen etwas besser. 750 Exemplare wurden vor elf Jahren publiziert, und die Ausgabe ist beinahe erschöpft. Spencer will keine zweite riskieren. Von der „Erziehung“ sind 500 Exemplare gedruckt und 200 verkauft worden. Er wünschte etwas zu thun, um dieses Buch in Umlauf zu bringen. Zu diesem Zweck liess er einige Exemplare billiger binden und schickte sie auf Wunsch Lehrern per Post zu. So wurden zwölf Exemplare abgesetzt, und das Ergebnis war, dass er den Buchhandel tötlich beleidigte, der nun das Buch diesen Formverstoss entgelten lässt. Und nun hat gar, um das Unglück voll zu machen, letzten Monat sein Verleger George Manwaring falliert, wodurch Spencer den ganzen Ertrag der „Erziehung“ und an seinen andern Publikationen soviel verliert, dass sich seine Einbusse auf 500 Dollars beziffert. Was die „First Principles“ betrifft, so wäre trotz aller Anstrengung die ganze Sache zu Wasser geworden und diesen Sommer aufgegeben worden,

hätte er nicht durch den Tod eines Onkels weitere Mittel geerbt. Dieses kleine Kapital setzte ihn in stand, den Plan weiterzuführen und zu leben. Er sprach nur wenig von diesen Erfahrungen, spielte aber zwei- bis dreimal in sehr einfacher und rührender Weise darauf an, im Zusammenhang mit der Hilfe, die ihm von Amerika aus geworden ist. Was er von dort erhielt, ist der ganze Gewinn, den ihm sein Werk bis jetzt eingetragen hat."

9. Nur die Ueberzeugung, dass er der Welt wirklich grosse Gedanken mitzuteilen habe, konnte einen kranken und nervösen Mann im Kampf mit allen diesen Widerwärtigkeiten aufrecht erhalten; und die Leidensjahre waren noch keineswegs vorbei, als Youmans diese Zeilen schrieb. Das Erscheinen der Biologie (1867 vollendet) bedeutete weitere Verluste, und bevor mehr als die Hälfte des dritten Teils ausgegeben war, schien eine Fortsetzung des Unternehmens unmöglich. Spencer hatte bis dahin durch seine Publikationen 24 000 ℳ verloren und war nun so gut wie mittellos. Schweren Herzens teilte er daher im Herbst 1865 seinen Subskribenten mit, dass er die Fortsetzung des Werkes einstellen müsse.

Es muss ihm in dieser schlimmen Lage ein Trost gewesen sein, zu sehn, wie diese Mitteilung von den Besten seiner Zeitgenossen in England und den Vereinigten Staaten geradezu als Unglücksbotschaft aufgenommen wurde. Als John Stuart Mill davon hörte, schrieb er sofort an Spencer, sein vielversprechendes Werk dürfe unter keinen Umständen unterbrochen werden; er, Mill, wolle die ganze pekuniäre Verantwortlichkeit für die Fortsetzung auf sich nehmen. Spencer war tief gerührt, glaubte aber, das hochherzige Anerbieten ablehnen zu müssen. Huxley, Lubbock und andere Freunde strengten sich inzwischen an, die Zahl der Subskribenten künstlich zu erhöhen, aber auch dazu gab Spencer seine Einwilligung nur ungern. So war die Lage ausserordentlich kritisch, als im Jahre 1867 sein

Vater ganz plötzlich starb und ihm ein kleines Vermögen hinterliess. Zum drittenmal setzte so eine Erbschaft Spencer in stand, auszuharren und an seiner selbstgesetzten Aufgabe weiterzuarbeiten.

Im Zusammenhang mit dieser schweren Zeit muss der Dienste gedacht werden, die der Amerikaner Ed. Livingston Youmans Spencer geleistet hat. Youmans, der vielleicht mehr als irgend ein anderer Mann für die Ausbreitung und Popularisierung wissenschaftlicher Kenntnisse in den Vereinigten Staaten gethan hat, war bereits 1856 durch einen Aufsatz in der „Medico-Chirurgical Review“, der die „Prinzipien der Psychologie“ besprach, auf Spencer aufmerksam gemacht worden. Er liess sich das Buch sofort kommen, erkannte seine Bedeutung und gewann die grösste Hochachtung vor seinem Verfasser. Er studierte dann die „Social Statics“ und fand bald Spencers Hand in einer Reihe anonymer Artikel wieder, auf die er in verschiedenen Zeitschriften stiess. Im Februar 1860 zeigte ihm ganz zufällig ein Freund den „Prospectus“, den Spencer eben veröffentlichen wollte, und schon am nächsten Tag bot Youmans Spencer schriftlich an, ihm in jeder Weise, besonders aber in Besorgung amerikanischer Subskribenten, behilflich zu sein. Spencer antwortete erfreut, und damit begann eine intime Freundschaft zwischen den zwei Männern, der erst Youmans Tod im Jahr 1887 ein Ende setzte. Youmans war von Anfang an unermüdlich und mit grösster Selbstaufopferung in Spencers Interesse thätig. Es war vor allem sein Werk, dass Spencer in den Vereinigten Staaten früher ein grosser Name war als in der Heimat. Youmans verdankte er, dass die New-Yorker Firma „Appleton & Co.“ von Anfang an alle seine Werke in Amerika publizierte und ihn, ohne durch eine litterarische Konvention gezwungen zu sein, gerade so dafür bezahlte, als ob er ein Amerikaner gewesen wäre. Youmans war Spencer auch in der vorher geschilderten Krisis zu Hilfe gekommen. Er hatte kaum vom Stand der Dinge gehört, als er sofort

unter Spencers amerikanischen Freunden eine Sammlung veranstaltete, um ihm die Fortsetzung des Werkes zu ermöglichen. Und in kurzem hatte er wirklich 7000 Dollar zusammengebracht. Die ganze Sache wurde Spencer in so feinfühliger Weise mitgeteilt, dass er unmöglich ablehnen konnte. In dem Brief, worin er seinen amerikanischen Freunden dankte, sagt er unter anderm: „Ich füge mich williger, weil die starke Sympathie mit meinen Zielen, die sich von Anfang an in den Vereinigten Staaten äusserte, mich fühlen lässt, dass mehr unpersönliche als persönliche Erwägungen die Sammler bestimmt haben und dass sie auch mich leiten sollten. Sagen Sie darum allen, die zu dem prächtigen Geschenk beitrugen, das meine Verluste während der letzten vierzehn Jahre mehr als ersetzt, dass ich es annehme, nämlich als ein anvertrautes Kapital, das für öffentliche Zwecke verwendet werden muss." Spencer hat das Ehrengeschenk auf die Sammlung und Verarbeitung der soziologischen Data verwendet, die seiner Gesellschaftslehre zu Grunde liegen. Er hat sich zu dieser Arbeit der Hilfe von drei akademisch gebildeten Sekretären bedient — einer war ein deutscher Landsmann, Dr. Richard Scheppig aus Kiel —, und das Resultat ihrer und seiner Arbeit in seiner „Descriptive Sociology" veröffentlicht. Das Werk war finanziell ein Misserfolg. Er hat an ihm über 80 000 ℳ verloren und musste seine Weiterführung, nachdem es auf acht Teile gediehen war, infolge der Teilnahmlosigkeit des Publikums auf unbestimmte Zeit vertagen. Spencer hat, wie ich höre, in seinem Testament Vorkehrungen getroffen, die die Fortsetzung des Werkes sichern.

10. Spencers Verluste dauerten zwar noch einige Jahre fort. Das Schlimmste war aber überstanden, und sein Lebensschiff glitt von nun an auf ruhigem Wasser dahin. Sein Name wurde bekannter und bekannter, und die Nachfrage nach seinen Büchern stieg und zwar so, dass bereits 1875 seine Verluste ganz gedeckt waren. Spencer erfreute

sich seitdem eines wachsenden, für seine bescheidenen Bedürfnisse reichen Einkommens; es kam ihm nun zu gut, dass er sein eigner Verleger war.

Der Herbst seines Lebens war, wie wir sehn werden, reich an köstlichen Früchten; dem Biographen aber bietet er nur wenig Interessantes. Spencer lebte bis Anfang des Jahres 1898, abgesehn von zwei längern Reisen nach dem Süden Europas und nach den Vereinigten Staaten und abgesehn von jährlichen längern Landaufenthalten, die sein Befinden nötig machte, ausschliesslich in London, und die ganze Zeit hat ihn nur das eine Ziel beherrscht, sein grosses Werk zu vollenden. Diesem Ziel hat er alles andere geopfert. Dafür hat er heute die Genugthuung, das Riesenwerk in zehn Bänden — beinahe 6000 enggedruckte Seiten — fertig vor sich stehn zu sehn. Wenn Spencer statt der zwanzig Jahre, die er sich zu seiner Vollendung gesetzt hatte, sechsunddreissig gebraucht hat, so war daran allein sein leidender Zustand schuld. Es zeigte sich bald, dass er zu optimistisch gewesen war, wenn er auf täglich drei Stunden Arbeitszeit rechnen zu dürfen glaubte. Wieder und wieder versagten seine Kräfte ganz und Wochen und Monate lang musste er auf alle Arbeit verzichten. Ende der siebziger Jahre hatte sich seine Gesundheit sogar derart verschlechtert, dass er alle Hoffnung aufgab, das ganze System, wie es in seinem Geiste fertig stand, ausarbeiten zu können. Er übersprang deshalb die noch ausstehnden Teile der Soziologie — ihr erster Band war 1877 erschienen — und wandte sich sofort der Ethik zu, in der er die Krone seines ganzen Werkes sah. Kaum waren 1879 die „Data of Ethics“ erschienen, als sich sein Vorgefühl bestätigte und seine Kräfte immer mehr nachliessen. Nur sehr langsame Fortschritte machte daher die weitere Ausarbeitung der Prinzipien der Soziologie, der er sich wieder zukehrte, nachdem er in den Data der Ethik wenigstens einen Grundriss seiner ethischen Anschauungen, der seine grundsätzliche Stellung zu diesen wichtigsten aller Fragen fixierte,

gegeben hatte. Während die „Ceremonial Institutions“ schon 1879 druckreif waren, konnten die „Political Institutions“ erst 1882 und die „Ecclesiastical Institutions“ erst 1885 folgen. 1886 trat dann in seinem Befinden eine solche Verschlimmerung ein, dass sie einem gänzlichen Zusammenbruch seiner Gesundheit gleichkam, der ihn bis zum Jahr 1889 zu einer völligen Einstellung seiner philosophischen Arbeit zwang und es wiederholt zweifelhaft erscheinen liess, ob er sie je wieder werde aufnehmen können. Während dieser drei trüben Jahre hat Spencer den grössten Teil seiner Autobiographie diktiert, die heute zwei stattliche Bände füllt, aber erst nach seinem Tod erscheinen wird.

Als sich Spencer im Jahr 1889 zur Wiederaufnahme seines Werkes fähig fühlte, wandte er sich, da eine Vollendung des ganzen Werkes doch höchst unwahrscheinlich schien, aus demselben Grund, der ihn in den siebziger Jahren die „Data of Ethics“ vorausnehmen liess, wieder den Prinzipien der Ethik zu und zwar dem Teil, der ihm der wichtigste dünkte, — der Lehre von der Gerechtigkeit. Sie erschien als vierter Teil der Ethik unter dem Titel „Justice“ im Sommer 1891, und von da ab schritt die Vollendung der Prinzipien der Ethik ohne ernstere Unterbrechung rüstig weiter. Teil zwei und drei „die Induktionen der Ethik“ und die „Ethik des individuellen Lebens“, die den ersten Band schliessen, waren schon im Frühjahr 1892 fertig und 1893 folgten Teil fünf und sechs „Negatives“ und „Positives Wohlthun“, die zusammen mit dem Teil über die „Gerechtigkeit“ den zweiten Band füllen. Von den zehn Bänden des „Systems der synthetischen Philosophie“ standen damit nur noch zwei Teile des achten Bandes, Teil sieben und acht des dritten Bandes der Soziologie „Professional Institutions“ und „Industrial Institutions“ aus. Bevor Spencer aber Mitte 1894 an ihre Ausarbeitung gehn konnte, sah er sich in eine lebhafte Kontroverse mit Professor Weismann verwickelt. Dieser scharfsinnige Biologe

hatte ausdrücklich die Vererblichkeit erworbener Eigenschaften bestritten und Spencer sah darin mit Recht einen vitalen Punkt für seine ganze Entwicklungstheorie, soweit sie organische Wesen angeht. Hier war daher eine Unterbrechung seiner eigentlichen Arbeit durchaus begründet, was von andern derartigen Fehden, die er ausgefochten hat, nicht immer gesagt werden kann. Spencer ist ein Meister der wissenschaftlichen Kontroverse, zu der er immer grosse Neigung gezeigt hat. Er hat eben manches von seinen puritanischen Vorfahren geerbt und darunter insbesondere den Trieb, unter Angriffen nicht still zu sitzen und unter allen Umständen für seine Rechte und Ueberzeugungen einzutreten.

Im Juli 1894 trat die Arbeit an dem „System“ in ihr letztes Stadium, und im November 1896 erschien der dritte Band der Sociologie, der dem Monumentalwerk den Schlussstein aufsetzte. Where there is a will, there is a way! Man kann sich keinen glänzenderen Beweis für die Wahrheit dieses Sprichwortes denken, als Spencers 36jähriges Ringen, das er nun als 76jähriger Mann vom Erfolg gekrönt sah. In England wurde die Vollendung des grossen Werkes mit Recht als ein nationales Ereignis angesehn und Spencer ging eine Glückwunschadresse zu, unter der — sie trug im ganzen zweiundachtzig Unterschriften — kein grosser wissenschaftlicher Name Englands fehlte. Es heisst in ihr: „Wir, die Unterzeichner, gratulieren Ihnen von ganzem Herzen zu der Vollendung Ihres Systems der synthetischen Philosophie. Nicht alle von uns stimmen in gleicher Weise seinen Schlüssen bei, aber einig sind wir alle in der Schätzung der hohen intellektuellen Kräfte, von denen es zeugt, und der gewaltigen Wirkung, die es in der Geschichte des Denkens ausgeübt hat. Nicht geringeren Eindruck machen auf uns die hohen moralischen Eigenschaften, die Sie in stand setzten, soviele Jahre lang Ihre Kräfte auf ein Ziel zu konzentrieren, das Ihrer würdig war, und einen so gewaltigen Plan trotz aller

Hindernisse durchzuführen". An diese Glückwünsche knüpfte sich die Bitte, er solle sich auf Kosten der Unterzeichner für die Nation malen lassen. Spencer hatte erst acht Jahre zuvor ein ähnliches Ersuchen, bei dem Millais als Maler vorgesehn war, mit der Begründung abgeschlagen, das Sammeln von Geld, um die Kosten solcher Ehrenbezeigungen zu decken, sei zum Missbrauch geworden, und der moralische Zwang, unter dem dabei vielfach Beiträge erhoben würden, widerstrebe seinem Gefühl. Er antwortete daher auch jetzt zuerst ablehnend. Schliesslich liess er sich aber doch überzeugen, dass es sich diesmal wirklich um einen spontanen Ausdruck der Gefühle der repräsentativen Männer seines Landes handle. Er nahm die Adresse an und sass Prof. Hubert Herkomer für sein Portrait.

Unter andern Beweisen offizieller Anerkennung, die Spencer seit 1871 in steigendem Mass zugingen, finden wir die Doktortitel der Universitäten St. Andrews, Bologna, Cambridge, Edinburgh und Buda-Pest, die Ernennung zum auswärtigen oder korrespondierenden Mitglied durch die Akademien von Rom, Turin, Neapel, Paris, Philadelphia, Kopenhagen, Brüssel, Wien und Mailand und die Verleihung des preussischen Ordens „Pour le Mérite". Spencer hat alle diese Auszeichnungen abgelehnt und zwar in der charakteristischen Erwägung, dass sie nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, Wissenschaft und Litteratur fördern, sondern umgekehrt entmutigen. Sie bilden nach seiner Ansicht ein System, das man als umgekehrtes „Handicap" bezeichnen kann. Während man in körperlichen Wettstreiten den Jüngern, wenn sie sich mit Ältern zu messen haben, gewöhnlich eine künstliche Vorausgabe zu teil werden lasse, sei in den geistigen Wettstreiten zwischen den Aufstrebenden und denen, die schon oben seien, gerade das Umgekehrte der Fall. Die, die schon oben seien, erhielten eine künstliche Vorausgabe und der jungen Generation, die ohnehin mit Schwierigkeiten genug

zu kämpfen habe, werde der Kampf durch ein Fehlen der Titel, die ihre ältern Rivalen besitzen, noch künstlich erschwert. Neben diesen Auszeichnungen möchte ich noch als Beweis des geradezu weltweiten Echos, das die Spencersche Philosophie gefunden hat, anführen, dass seine Werke in folgende Sprachen übersetzt worden sind: — die eingeklammerten Zahlen geben die Zahl der separaten Bände in jeder Sprache — ins Französische (24), Japanische (20), Italienische (17), Deutsche (15), Russische (14), Schwedische (7), Dänische (3), Neugriechische (3), Rumänische (2), Tschechische (2), Ungarische, Sanskrit, Polnische und Chinesische (je 1). Gegenwärtig sind Uebersetzungen des Systems der synthetischen Philosophie in die nördlichen und südlichen Sprachen Chinas im Gang.

Ich habe gesagt, dass Spencer in den sechsunddreissig Jahren von 1860—96 seine ganze Zeit der Fortführung seines grossen Werkes gewidmet hat. Zu buchstäblich ist das aber nicht zu nehmen. Er hat es nicht nur fortgeführt, sondern immer wieder zugleich an die schon fertigen Bestandteile eine ausbessernde und ergänzende Hand gelegt. 1867 erschien eine völlig umgearbeitete Ausgabe der „First Principles"; 1870 eine neue Ausgabe der Prinzipien der Psychologie und zehn Jahre später eine sehr erweiterte Ausgabe desselben Werkes und 1885 eine revidierte Ausgabe des ersten Bandes der Soziologie. Spencer hat ferner während derselben Zeit seine Thätigkeit als Essayist nicht unterbrochen, wovon einige sechsundvierzig Essays zeugen, die teils philosophische Fragen behandeln, teils Ausdruck des lebhaften Interesses sind, das er beständig an allen grossen öffentlichen Fragen nahm. Die meisten seiner politischen Essays richten sich gegen den immer stärkeren Einfluss, den der Sozialismus auch auf die englische Gesetzgebung gewonnen hat. Die wichtigsten von ihnen hat Spencer 1884 unter dem Sammeltitel „The Man versus The State" herausgegeben, eine Publikation, die später der umgearbeiteten Ausgabe der Social Statics, die 1892 er-

schien, angehängt wurde. Wie ein Gegner des Sozialismus, war und ist Spencer auch, in Uebereinstimmung mit dem ganzen Charakter seiner Philosophie, ein unerbittlicher Bekämpfer des aggressiven Imperialismus, der während der letzten zwei Jahrzehnte in England stetig an Boden gewonnen hat. Er hat das in häufigen Zuschriften an die Presse bethätigt und im Jahr 1882 nahm er grossen, im Interesse seiner Gesundheit nur zu grossen Anteil an der Bildung einer „Antiaggression League“, wobei ihm ein John Morley und Frederic Harrison, der Führer der Londoner Positivisten, wie verschiedene liberalgesinnte hohe Geistlichen zur Seite standen. Wie die genannten zwei Männer hat auch Spencer in allerletzter Zeit seine Stimme gegen die Transvaalpolitik der Regierung erhoben. Auf der grossen Friedensversammlung, die am 15. September 1899 in Manchester stattfand und auf der John Morley der Hauptredner war, wurde folgender Brief Spencers verlesen, der hier als charakteristisch für seine ganze Denkweise in solchen Fragen eine Stelle finden mag:

„Ich freue mich, dass Sie (Mr. Courtney) und andere entschlossen sind, zu beweisen, dass es unter uns doch auch Leute gibt, die in der Niederwerfung der Schwachen keine Steigerung der nationalen Ehre erblicken können. Ich wünschte, dass hohes Alter und schlechte Gesundheit mich nicht verhinderten, Ihnen thätig beistehn zu können.

Niemand kann bestreiten, dass es zur Zeit des Jameson Einfalls das Ziel der Uitlander und der Einbrecher war, die Regierung des Transvaals zu usurpieren, und absichtlich blind muss der sein, der nicht sieht, dass die Uitlander nun, was sie durch Kugeln nicht erreichen konnten, durch Stimmzettel zu erreichen hoffen. Nur solche Leute, die bei aller Eifersucht auf ihre eigene Unabhängigkeit die Unabhängigkeit derer, die ihnen im Weg stehn, gering achten, können den Buren in ihrem Widerstand gegen politische Vernichtung ihre Sympathie versagen.

Es ist traurig zu sehn, wie unsere Regierung die unterstützt, deren eingestandene Politik Expansion ist, was weniger höflich ausgedrückt, Aggression bedeutet, wofür es ein noch weniger höfliches Wort gibt, das sich leicht raten lässt. Um dieser Leute willen knurrt das grosse britische Reich, die Waffe in der Hand, der kleinen Burenrepublik zu: „Thue, was ich dir befehle.“

Ich war immer der Ansicht, es sei ein Zeichen vornehmer Gesinnung, die relativ Schwachen zart zu behandeln und ihretwegen selbst etwas zu opfern, auf das man ein Recht haben mag. Wenn die herrschende Ansicht richtig ist, muss ich damit Unrecht gehabt haben.“

Nach der Vollendung seines grossen Werkes wäre dem greisen Philosophen „Emanzipation“ von schwerer geistiger Arbeit gewiss zu gönnen gewesen und niemand hätte sich gewundert, wenn er nun ganz gerastet hätte. Aber das war nicht Spencers Art; sein philosophischer Instinkt war noch zu mächtig. Intellektuell so rüstig als je, fuhr er fort, jeden arbeitfähigen Augenblick, den er seinem alten und kranken Körper abringen konnte, der geistigen Arbeit zu widmen. Er hat seit 1896 zwei weitere Essays geschrieben, in „Various Fragments“ (1897) verschiedene kleinere Schriften, die in seiner Essaysammlung keinen Platz finden konnten, gesammelt, eine vierte Ausgabe der Psychologie (1899) veranstaltet, die zwei neue Postskripta „Idealism and Realism“ und „Reply to T. H. Green“ enthält, und er hat vor allem die Prinzipien der Biologie neu bearbeitet. Ihre Neuausgabe ist in der That das opus magnum seines hohen Alters. Sie ist beinahe ein neues Werk; denn aus den 470 Seiten des ersten Bandes der alten Ausgabe sind jetzt mit vier ganz neuen Kapiteln 700 Seiten geworden und auch der zweite Band ist um einige 60 Seiten angeschwollen. Bei dieser Neubearbeitung hat sich Spencer der Beihilfe so hervorragender Fachgelehrten, wie des Chemikers Prof. W. H. Perkin, des Botanikers Prof. A. G. Tansley und der Zoologen Prof.

E. W. MacBride, Mr. J. T. Cunningham und Mr. W. B. Hardy erfreut. Wenn Spencer die erneuernde Hand gerade an den biologischen Teil seines Systems gelegt hat, so bestimmte ihn dazu die Erwägung, dass „der wissenschaftliche Fortschritt während der letzten Generation nirgends rascher war, als eben in der Biologie.“ So rasch war dieser Fortschritt in der That, dass Spencer ausdrücklich erklärt, er hätte es für aussichtlos gehalten, sein Werk, das 1867 erschien, auf die Höhe der modernen Forschung zu bringen, wenn es von der Biologie selbst und nicht eben nur von ihren „Prinzipien“ handeln würde.

Im Frühjahr 1898 ist Spencer aus London, dem er trotz seines Nebels und düstern Winters fünfundfünfzig Jahre treu geblieben ist, nach dem sonnigen Brighton übergesiedelt, wo er ein Haus hat, das auf das Meer hinausschaut. Ueber die heutige Lebensweise des nun bald achtzigjährigen Philosophen gibt uns sein Privatsekretär folgende Auskunft: „Heute kann Spencer der Arbeit nur noch sehr wenig Zeit widmen, und da er meist ans Haus gefesselt ist, bietet die Routine seines täglichen Lebens nur wenig Abwechslung. Sein erstes Tagesgeschäft ist, sich die Morgenzeitung vorlesen zu lassen; dann erledigt er seine Korrespondenz und arbeitet, wenn wohl genug, ein wenig. Wenn gerade etwas gedruckt wird, dann sieht man ihn gewöhnlich mit einem Korrekturbogen in der Hand. Der Nachmittag ist solcher Zerstreuung gewidmet, wie sie das Durchblättern illustrierter Zeitschriften und der Magazine, das Anhören von Musik, die aber immer klassisch sein muss, und, wenn wohl genug, eine Ausfahrt gewähren, und um zehn Uhr geht er zu Bett.“

Verheiratet war Spencer nie; es ging ihm damit wohl wie den meisten grossen Philosophen: er fand, dass man nicht zwei Herren zugleich dienen kann, und dass die Philosophie eine sehr eifersüchtige Herrin ist. Spencer ist übrigens durchaus kein menschenscheuer Einsiedler. Solange seine Gesundheit es erlaubte, war er in vielen Fa-

milien ein willkommener Gast und ein häufiger Besucher des Theaters, wo er besonders an komischen Opern grossen Gefallen fand. Bis in die letzten Jahre seines Londoner Aufenthaltes erschien er jeden Nachmittag im Athenæum, dem grossen Gelehrtenklub Londons, spielte eine Partie Billard und unterhielt sich mit alten Freunden und Bekannten. Er ist über alle Tagesfragen wohl unterrichtet und spricht gern und frei von der Leber weg, allerdings immer mit einer Bestimmtheit und einem Ernst, die eigentliches Plaudern nicht recht aufkommen lassen. „Spencer spricht wie ein Buch", meinte einer seiner Bekannten. Für Spencer ist eben das Philosophieren nicht ein Geschäft, das man nach erledigter Arbeit bei Seite legen kann; es ist ihm zweite Natur. Er lebt und webt so ganz in seinem grossen Werk, dass er auch im Alltagsleben seine Sprache spricht, die Schlüsse, zu denen es ihn geführt, anwendet und beständig auf Illustrationen für seine Wahrheit stösst.

Und wie auf theoretischem Gebiet, so auf praktischem. Was Spencer für recht und gut erkannt hat, das will er, und was er will, das thut er. Es charakterisiert ihn nach der Willensseite hin nichts so sehr, als eine gewisse schroffe Selbständigkeit und eine enorme Zähigkeit im Festhalten am gesteckten Ziele. Als Mensch gleicht er wohl keinem der frühern Denker mehr als dem unabhängigen, uneigennützigen, sich immer des rechten Weges bewussten Spinoza; während ihn als Philosophen die Intensität seiner generalisierenden Kraft, die Weite seines Wissens und seines Blickes zum Pair eines Aristoteles und Descartes machen.

Zweiter Teil.

Spencers Werk.

Erstes Kapitel.

Zur Entstehungs-Geschichte der Entwicklungs-Philosophie.

11. Schopenhauer sagt einmal, seine Philosophie sei die Darstellung eines einzigen Gedankens. Dasselbe kann eigentlich von jeder grossen Philosophie gesagt werden und von keiner mit mehr Recht als gerade von der Spencerschen. Ihr grosser Gedanke ist das Entwicklungsgesetz — und alle ihre einzelnen Teile: die Biologie, die Psychologie, die Soziologie und die Ethik sind immer nur Darstellungen des Entwicklungsgesetzes, wie es sich auf den verschiedenen Gebieten des Seins offenbart. Ja, man kann sagen, alles, was war, ist und sein wird, die Welt und unser Planet, die verschiedenen Formen des Lebens, wie der menschliche Geist und seine Produkte, interessieren Spencer in erster Linie nur als Illustrationen für dieses grosse Gesetz.

Spencers Philosophie ist insofern einseitig; aber sie teilt diesen Fehler mit jeder andern grossen Philosophie. Die Fülle des Seins ist eben so unendlich mannigfaltig, menschliches Leben so kurz und menschliche Kraft so beschränkt, dass einen Gedanken, der wirklich für die Auslegung der Wirklichkeit von Wert ist, an allen Seiten des Daseins zu messen, ein Menschenleben reichlich ausfüllt. Gerade infolge dieser notwendigen Einseitigkeit einer Philosophie sind ihre richtige Beurteilung und ihr richtiges Verständnis vor allem davon abhängig, dass man ihren Grundgedanken — ihre idée mère, wie die Franzosen es glücklich nennen — fest erfasst. Jede Philosophie ist ja nichts anderes als ein Bild der Welt, gesehn von einem

bestimmten Gesichtspunkte; und diesen Gesichtspunkt giebt eben ihr Grundgedanke. Wenn wir ihn daher verfehlen, so erscheint uns notwendig das ganze Bild, das der Philosoph entworfen hat, verzerrt und unrichtig; einfach schon deshalb, weil wir dann von einem andern Standpunkt aus auf den Gegenstand des Bildes blicken.

Wenn uns Spencers Philosophie etwas lehrt, so ist es, dass man ein Ding nur dann versteht, wenn man weiss, wie es geworden ist. Wir handeln daher ganz in ihrem Geiste, wenn wir in diesem Kapitel versuchen, in den schöpferischen Gedanken seiner Philosophie auf dem Wege einzudringen, dass wir sein allmähliches Wachsen und Heranreifen in Spencers Geist verfolgen. Es soll also ausschliesslich die Phase seines geistigen Lebens behandeln, in der sein Denken noch flüssig war, und die Gesichtspunkte aufweisen, die jeweils zur Weiterentwicklung seiner Gedanken gedrängt haben. Die Zeit, die dabei in Betracht kommt, schliesst mit der Veröffentlichung der zweiten Ausgabe der „First Principles“ im Jahr 1867 ab — was Spencer seitdem geschrieben hat, stellt sich im wesentlichen nur dar als weitere Ausreifung und Ausarbeitung bis dahin in heisser Denkarbeit gezeitigter Gedanken. Der Versuch, die Entwicklung der leitenden Gedanken der Spencerschen Philosophie zu skizzieren, wird erleichtert und lohnender gemacht einmal dadurch, dass Spencer nur wenig von aussen annahm und zu seinen endgültigen Schlüssen beinahe ganz durch innere Weiterbildung seiner ursprünglichen Anschauungen kam, und dann dadurch, dass wir alle Phasen seiner Entwicklung in aufeinanderfolgenden Schriften verkörpert vor uns haben.

12. Offenbar werden wir die Bedeutung, die die einzelnen Schritte in diesem Entwicklungsgang haben, besser würdigen können, wenn wir wenigstens einen allgemeinen Begriff von dem Ziel haben, zu dem er geführt hat. Ich stelle daher an die Spitze dieses Kapitels sechzehn Sätze,

in denen Spencer selbst die Quintessenz seiner Philosophie niedergelegt hat. Ich gebe diese etwas ausführliche Darlegung um so lieber wieder, als sie in deutscher Sprache nicht bekannt ist und die passende Grundlage zu einer Analyse giebt, die die Entwicklungsskizze vorbereiten und verständlich machen soll. Die Summa Summarum der synthetischen Philosophie lautet:

a) Ueberall im Universum, im allgemeinen wie im einzelnen, geht eine unaufhörliche Andersverteilung von Materie und Bewegung vor sich.

b) Diese Andersverteilung ist Entwicklung, wenn Integration von Materie und Zerstreuung von Bewegung überwiegen; sie ist Auflösung, wenn Aufnahme (Absorption) von Bewegung und Distintegration von Materie überwiegen.

c) Die Entwicklung ist einfach, wenn der Prozess der Integration oder der Bildung eines zusammenhängenden Aggregates vor sich geht, ohne durch andere Prozesse kompliziert zu sein.

d) Die Entwicklung ist zusammengesetzt, wenn diesen primären Uebergang aus einem unzusammenhängenden zu einem zusammenhängenden Zustand sekundäre Veränderungen begleiten, die sich daraus ergeben, dass die verschiedenen Teile des Aggregats verschiedenen äussern Einwirkungen ausgesetzt sind.

e) Diese sekundären Veränderungen stellen sich dar als die Umwandlung eines Gleichartigen (Homogenen) in ein Ungleichartiges (Heterogenes) — eine Umwandlung, die wie die erste das Universum als ein Ganzes und alle (oder beinahe alle) seine Bestandteile aufweisen: das Aggregat der Sterne und Sternennebel, das Planetensystem, die Erde als eine unorganische Masse, jeder Organismus, er sei Pflanze oder Tier (von Baer's Gesetz), das Aggregat der Organismen während der ganzen geologischen Zeit, der menschliche Geist, die Gesellschaft, alle Produkte sozialer Thätigkeit.

f) Der Prozess der Integration, der sowohl lokal als allgemein wirkt, kombiniert sich mit dem Prozess der Differenzierung und macht dadurch diese Veränderung zu einem Uebergang nicht einfach von Gleichartigkeit zu Ungleichartigkeit, sondern von unbestimmter Gleichartigkeit zu bestimmter Ungleichartigkeit. Dieses Merkmal zunehmender Bestimmtheit, das das Merkmal zunehmender Ungleichartigkeit begleitet, zeigt sich gleichfalls in der Gesamtheit der Dinge und in allen ihren Abteilungen und Unterabteilungen bis herab zu den kleinsten.

g) Begleitet wird die Andersverteilung der Materie, in der die Entwicklung eines jeden Aggregates besteht, von einer Andersverteilung der innern gegenseitigen Bewegung seiner Bestandteile; diese wird gleichfalls schrittweise bestimmter ungleichartig.

h) In Abwesenheit einer Gleichartigkeit, die unbegrenzt und absolut ist, ist diese Andersverteilung, deren Eine Phase die Entwicklung ist, unvermeidlich. Die Ursachen, die sie notwendig machen, sind:

i) Die Unbeständigkeit des Gleichartigen, die darin begründet ist, dass die verschiedenen Teile jedes begrenzten Aggregates den einfallenden Kräften auf ungleiche Weise ausgesetzt sind. Die Umwandlungen, die daraus folgen, werden kompliziert durch die

k) Vervielfältigung der Wirkungen: Jede Masse und jeder Massenteil, die eine Kraft trifft, zerteilen und differenzieren diese Kraft, die infolgedessen eine Mannigfaltigkeit von Veränderungen bewirkt, von denen dann jede die Quelle ähnlich sich vervielfältigender Veränderungen wird. Ihre Vervielfältigung wird um so grösser, je ungleichartiger das Aggregat wird. Und diese zwei Ursachen wachsender Differenzierungen werden unterstützt durch die

l) Scheidung, einen Prozess, der darauf hinarbeitet, unähnliche Einheiten zu trennen und gleiche Einheiten zusammenzubringen, was beständig dazu dient, Differenzie-

rungen, die auf andere Weise entstanden sind, zu verschärfen oder bestimmt zu machen.

m) Entstehung eines Gleichgewichts ist das endgültige Ergebnis der Umwandlungen, die ein sich entwickelndes Aggregat durchläuft. Die Veränderungen dauern fort, bis ein Gleichgewicht hergestellt ist zwischen den Kräften, denen alle Teile des Aggregats ausgesetzt sind, und den Kräften, die diese Teile ihnen entgegensetzen. Die Gleichgewichtsherstellung kann auf dem Weg zum endgültigen Gleichgewicht hindurch müssen durch ein Uebergangsstadium ausgeglichener Bewegungen (wie im Planetensystem) oder ausgeglichener Funktionen (wie im lebendigen Körper); aber der Zustand der Ruhe in unorganischen Körpern oder des Todes in organischen ist die notwendige Grenze der Veränderungen, aus denen Entwicklung besteht.

n) Auflösung ist die entgegengesetzte Veränderung, der früher oder später jedes entwickelte Aggregat verfällt. Indem es umgebenden Kräften, die nicht ausgeglichen sind, ausgesetzt bleibt, neigt es beständig dazu, sich durch allmähliche oder plötzliche Vermehrung der in ihm enthaltenen Bewegung aufzulösen. Diese Auflösung, die bei früher belebten Körpern schnell und bei unbelebten Massen langsam vor sich geht, steht in unbestimmt entfernter Zeit auch jeder Sternen- und Planetenmasse bevor, die sich seit einer unbestimmt entfernten Zeit in der Vergangenheit langsam entwickelt hat. Der Cyklus ihrer Umwandlungen ist damit vollendet.

o) Dieser Rhythmus von Entwicklung und Auflösung, der sich in kleinen Aggregaten in kurzer Zeit vollendet und in grossen, durch den Raum zerstreuten Aggregaten Perioden braucht, die menschliches Denken nicht abmessen kann, ist, soweit wir sehn können, allgemein und ewig: jede der zwei abwechselnden Phasen des Prozesses herrscht bald in diesem, bald in jenem Teil des Raumes vor, wie es die lokalen Verhältnisse bestimmen.

p) Alle diese Erscheinungen in ihren grossen Zügen

bis herab zu ihren kleinsten Einzelheiten sind notwendige Folgen des Fortbestehns der Kraft unter ihren Formen, Materie und Bewegung. Wenn diese in ihrer bekannten Verteilung im Raum gegeben sind, und wenn die Unveränderlichkeit ihrer Quantität, sei es durch Zu- oder Abnahme, gegeben ist, so folgen unvermeidlich die beständigen Andersverteilungen, die wir als Entwicklung und Auflösung unterschieden, und alle jene besondern Merkmale, die wir bisher aufgezählt haben.

q) Das, was unter diesen Erscheinungen unveränderlich in Quantität, aber immer wechselnd in der Form fortbesteht, übersteigt menschliches Wissen und Begreifen; es ist eine unbekannte und unerkennbare Kraft, die wir als unbegrenzt im Raum und ohne Anfang und Ende in der Zeit anerkennen müssen.

13. Wir ersehn aus dieser Zusammenfassung eines sofort: Von den zwei grossen Fragen, die immer das Thema der Philosophie gewesen sind, von den Fragen nach dem „Esse“ und dem „Fieri“, dem „Sein“ und dem „Werden“, befasst sich die synthetische Philosophie nur mit der zweiten. Auf die Frage nach der wahren Natur aller Realität hat sie nur die Antwort, dass auf sie eine Antwort nicht möglich ist. Sie ist und will keine Ontologie sein. Was das Gegebene des Weltprozesses — Raum und Zeit, Stoff, Bewegung und Kraft — an sich ist, ist uns für immer verschlossen; die Begriffe, die wir uns davon bilden, haben nur eine relative und symbolische Bedeutung. Spencers Philosophie ist insofern Agnosticismus; aber sie ist nur ein relativer Agnosticismus. Spencer geht nicht so weit, es dahingestellt sein zu lassen, ob überhaupt hinter der Erscheinungswelt eine letzte Realität steckt, und die Frage, ob es ein Absolutes giebt, für ebenso unlösbar zu erklären, wie jede Frage nach der Natur dieses Absoluten. Er behauptet vielmehr ganz positiv, dass ein solches Absolutes existiert, und negiert

nur, dass wir von ihm irgend etwas mehr wissen können als seine blosse Existenz.

Hat Spencers Philosophie also auf die Frage nach der innersten Natur des Kosmos, wenn wir darunter die Gesamtheit der Phænomene verstehn, keine Antwort, so richtet sie dafür ihre ganze Kraft auf die Lösung der Frage, wie er zu dem geworden ist, was er ist. Seine Philosophie ist Kosmologie im weitesten Sinne des Wortes. Die Frage nach dem Werden des Kosmos ist so alt, wie die Philosophie selbst, und zwei Lösungsversuche sind von jeher neben einander hergegangen. Der eine hält sich an die Analogie menschlichen Schaffens und sagt, die Welt und, was sie enthält, ist von einem höhern Wesen geschaffen worden und zwar im wesentlichen in der Gestalt, wie wir sie jetzt vor uns sehn; der andere folgt der Analogie des Wachsens und sagt, die Welt ist gewachsen, d. h. sie hat sich auf natürlichem Wege zu dem entwickelt, was sie ist. Ihr ursprünglicher Zustand war ein ganz anderer als ihr heutiger; und zwischen beiden liegt eine kontinuierliche Reihe anderer Zustände, von denen jeder alle seine Entstehungsbedingungen in dem ihm unmittelbar vorangehnden fand.

Spencers Philosophie gehört zur zweiten Kategorie dieser Erklärungsversuche. Sie hat aber vor den frühern Kosmologien das voraus, dass sie das Werden der Welt nicht nur im allgemeinen als einen natürlichen Prozess darstellt, sondern dass sie das allgemeine Gesetz dieses Prozesses in exakten und physikalischen Ausdrücken wiedergiebt und dieses Gesetz, das sie auf empirischem Weg gefunden hat, aus der letzten Voraussetzung aller Wissenschaften, dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft ableitet. Alle die unzähligen Veränderungen, die wir empirisch beobachten, konstituieren nun entweder Entwicklung oder Auflösung. Diese zwei Prozesse sind entgegengesetzter Natur und gehn beständig nebeneinander her und zwar so, dass während ungeheuerer Perioden die Kräfte der An-

ziehung, die auf Entwicklung hinarbeiten, vorwiegen und mit ihnen gleich ungeheuere Perioden abwechseln, in denen die Kräfte der Abstossung, deren Werk die Auflösung ist, die Oberhand haben. Die Welt erscheint Spencer so zuletzt als ein ungeheuerer Rhythmus von Auflösung und Entwicklung, von Leben und Tod. Das Chaos geht beständig auf dem Weg der Entwicklung zum Kosmos über und fällt beständig auf dem Weg der Auflösung ins Chaos zurück.

Wir leben nun gerade in einer Periode, in der die Kräfte der Anziehung überwiegen, und es ist daher vorzüglich der Prozess der Entwicklung, dem die Spencersche Philosophie ihr Hauptaugenmerk zuwendet. Sie ist deshalb Kosmologie im engeren Sinne des Wortes, d. h. sie erklärt, wie und warum der existierende Kosmos, organisches und menschliches Leben eingeschlossen, zu dem geworden, was er ist. In jeder Entwicklung unterscheidet dann Spencer, wie wir aus der Zusammenfassung ersehn, des nähern zwei Hauptzüge, den der Integration und den der Differenzierung: die Teile eines sich entwickelnden Aggregates konsolidieren sich immer mehr und differenzieren sich zu gleicher Zeit mehr und mehr von einander. Doch davon später weiteres; der allgemeine Begriff, den wir bis jetzt davon gewonnen haben, was der Kern der Spencerschen Philosophie ist, dürfte für unsern gegenwärtigen Zweck genügen. Wir wollen nun zusehn, wie Spencer zu diesem Kern vorgedrungen ist.

14. Die Zeit, in der Spencer zu philosophieren begann, war recht eigentlich eine Uebergangszeit. Die alte theologische Weltanschauung, die den Kosmos auf den Schöpfungsakt eines übernatürlichen Wesens zurückführte, war aufs tiefste erschüttert, ohne dass zunächst eine gleich umfassende und sie ersetzende Theorie an ihre Stelle getreten wäre. Die gewaltigen Fortschritte der Physik und Chemie mit ihren grossen Generalisationen von der Aequi-

valenz der Kräfte, der Unzerstörbarkeit der Materie, der Erhaltung der Kraft und der chemischen Einheit der Materie im ganzen Weltall, der Astronomie mit ihren Spekulationen über den Ursprung des Sonnensystems und vor allem die neue Wissenschaft der Geologie — das alles schien gebieterisch zu fordern, dass der Kosmos als das Resultat eines natürlichen und notwendigen Prozesses aufgefasst werde. Der alte Spinozistische Satz: naturae leges et regulae, secundum quas omnia fiunt et ex unis formis in alias mutantur, sunt ubique et semper eadem (die Gesetze und Regeln der Natur, nach denen alles wird und aus der einen Form in die andere übergeht, sind überall und immer dieselben) war nun ganz Axiom der Wissenschaften geworden. Auf der andern Seite fand man nicht den Mut, diesen Satz auch auf die Entstehung des organischen Lebens und besonders des Menschengeschlechtes anzuwenden. Hier schien die mechanisch-evolutionäre Auffassung ungenügend, und Versuche wie der Lamarcks, ihr auch hier Bahn zu brechen, fanden wenig Anklang, weil sie sich auf eine zu ungenügende Basis von Thatsachen stützten. Spencer hat dieser Halbheit ein Ende gemacht und die evolutionäre Methode zur universellen Methode erhoben. — Wir finden ihn in den Schriften, die dem System vorangehn, mit den scheinbar auseinanderliegendsten Gegenständen beschäftigt und können verstehn, dass er einem oberflächlichen Beobachter leicht den Eindruck eines Vielschreibers und Vielwissers machen musste. Wenn wir aber näher zusehn, finden wir in allen diesen Schriften ein Gemeinsames — nämlich den Standpunkt, von dem aus die Probleme betrachtet werden, und dann ein immer bewussteres Suchen nach der genauen Formel eines grossen Gesetzes, dessen Gültigkeit, eben weil es ein Weltgesetz ist, auf den auseinanderliegendsten Seinsgebieten zu erproben war.

Spencer ist an das Problem der Entwicklung nicht wie Wallace und Darwin vom biologischen Standpunkt aus

herangetreten. Seine zwei ersten Schriften sind vielmehr ethisch-politischen Inhalts, und die Theorie der Entwicklung taucht in ihnen nur auf in Gestalt eines festen Glaubens an den notwendigen Fortschritt der Menschheit, eines Glaubens, der bei Spencer in vielen Stücken dieselbe Form trägt, in der er uns bei den Denkern des 18. Jahrhunderts entgegentritt. Seine erste Schrift, in der er unter dem Titel „The Proper Sphere of Government“ ein Thema behandelt, das ihn bis auf den heutigen Tag aufs lebhafteste beschäftigt — nämlich die Frage nach den richtigen Grenzen der Staatsthätigkeit — zeigt uns bei aller Unreife den jungen Denker doch schon auf dem rechten Weg, und wir finden in ihr verschiedene Gedanken im Ansatz, die später in seiner Weltanschauung eine charakteristische Rolle spielen. Hier interessiert uns vor allem, dass er schon damals (1842) betont, dass auch das soziale Leben von unabänderlichen Naturgesetzen beherrscht wird, und dass solche Gesetze den Fortschritt der Menschheit zur Folge haben. Die Hauptrolle scheint ihm dabei der „Prozess der Selbstheilung“ zu spielen, d. h. der allmählichen Anpassung der menschlichen Natur an ihre natürliche und soziale Umgebung: ein Gedanke, auf den ihn Lamarcks Entwicklungstheorie gebracht hat. Die Hauptschwäche des Aufsatzes lag in dem theologischen Fundament, auf dem er sich aufbaute. Spencer teilt hier noch die ethische Theorie Paileys: Das Ziel alles menschlichen Handelns ist ihm Glück oder Wohlsein, und die Erreichung dieses Zieles hängt ab von der Erfüllung gewisser Bedingungen. Er versucht nun aber nicht weiter, diese Bedingungen als in der Natur der Dinge selbst begründet nachzuweisen, sondern nimmt sie einfach als Gesetze Gottes hin.

15. Näheres Nachdenken machte Spencer bald mit dieser ethischen Basis — einem verdünnten christlichen Utilitarismus — unzufrieden, und schon 1846 fasste er den

Plan, die ethische Seite der Frage in einem grossen Werk im einzelnen zu behandeln. Er begann das Buch, das er „Social Statics“ nannte, im Jahr 1848 und legte es 1850 der Oeffentlichkeit vor. Spencer gelangt hier bereits zu den ihm eigenen ethischen Theorien, von denen wir später mehr hören werden, seiner Versöhnung zwischen intuitiver und utilitarischer Ethik und seiner Unterscheidung zwischen relativer und absoluter Ethik. Zugleich führen die „Social Statics“ die im ersten Werk nur angedeuteten Ideen über die Entwicklung der Menschheit als bedingt durch natürliche Kräfte weiter aus. Er illustriert diese Entwicklung schon jetzt mit Vorliebe durch Analogien, die der Physiologie oder Physik entnommen sind, und sieht schon hier in ihr nur eine Teilerscheinung eines umfassenden Prozesses. Ich citiere nur folgende charakteristische Stellen: „Fortschritt ist aber nicht ein Zufall, sondern eine Notwendigkeit. Zivilisation, weit entfernt etwas Künstliches zu sein, ist ein Teil der Natur, ganz so wie die Entwicklung eines Embryo oder die Entfaltung einer Blume . . . . . Die Umwandlungen, die die Menschheit durchlief und noch durchläuft, sind das Ergebnis eines Gesetzes, das der ganzen organischen Schöpfung zu Grunde liegt.“ Aller Fortschritt ist nach Spencer das Resultat einer beständig besseren Anpassung der Menschen an ihre natürliche und soziale Umgebung — der Kerngedanke seiner ganzen Soziologie — und diese Anpassung ist eine doppelte: eine direkte durch Vererbung von Funktionsveränderungen und eine indirekte durch Aussterben derer, die sich nicht anpassen.

Ein Hauptfortschritt gegen das erste Werk liegt aber vornehmlich darin, dass Spencer nun zum ersten Mal eine Antwort auf die Frage zu geben sucht, was denn eigentlich Fortschritt oder Entwicklung an sich sind. Die Antwort ist allerdings noch nicht wie später in physische, sondern in metaphysische Ausdrücke gekleidet und knüpft an eine Idee an, die Coleridge von Schelling übernommen hatte. Leben, bemerkt Coleridge und mit ihm Spencer, ist

eine Tendenz zur Individualisierung, und die Höhengrade oder Intensitäten des Lebens entsprechen der fortschreitenden Verwirklichung dieser Tendenz. In jedem Prozess der Individualisierung aber unterscheiden wir zwei Hauptzüge: ein ursprünglich Gleiches zerfällt in Teile, die immer verschiedener werden — von Spencer später gefasst als Uebergang vom Homogenen zum Heterogenen — und die Teile werden zugleich gegenseitig immer abhängiger von einander — die spätere Integration. Spencer weist dann ausdrücklich nach, dass der Prozess immer höherer Individualisierung, mit dem Entwicklung identisch ist, für die organische, wie für die soziale Entwicklung gilt. „Die verschiedenen Arten von Organisationen, die die Gesellschaft in ihrem Fortschritt von ihren niedrigsten zu ihren höchsten Entwicklungsformen annimmt, gleichen im Prinzip den verschiedenen Arten tierischer Organisation."

Spencer hatte damit einen ersten wichtigen Schritt in der Richtung auf eine allgemeine Theorie der Entwicklung gethan. Er hatte erfasst, dass das organische Leben, das Leben der Menschheit miteinbegriffen, von einem naturnotwendigen Entwicklungsprozess beherrscht wird, und er hatte bereits die zwei Hauptzüge dieses Prozesses, „Integration" und „Differenzierung" deutlich erkannt und in eine Formel gefasst, die nur den Fehler hatte, dass sie nicht abstrakt genug war, um sich auch auf die unorganische Welt ausdehnen zu lassen.

16. Spencer war während seiner Beschäftigung mit ethisch-sozialen Fragen mehr und mehr zur Ueberzeugung gelangt, dass eine wahre Ethik und Soziologie ihre Grundlage in der Biologie und Psychologie suchen müssen. Er wandte sich nun in den Jahren 1850—52 energisch dem Studium der Probleme dieser Wissenschaften zu. Im Laufe dieser Studien wurde er ums Jahr 1852 mit den Schriften des Naturforschers von Baer bekannt, und hier stiess er auf ein Gesetz, das für die Weiterentwicklung

seiner Ideen höchste Bedeutung gewann. Baer hatte festgestellt, dass die Reihe der Veränderungen, die jeder Organismus während seiner embryologischen Entwicklung durchläuft, sich darstelle als ein Uebergang aus einem homogenen in einen heterogenen Zustand der Struktur. Spencer sah sofort, dass dieses Gesetz des embryonalen Wachstums eine Formel enthält, welche die eine Seite jeden Entwicklungsprozesses — die Differenzierung — ausdrückt und genau wiedergiebt und die zugleich seiner bisherigen Theorie der Individualisierung gegenüber das voraus hatte, dass unter sie auch unorganische Prozesse subsumiert werden können.

Er erprobt nun in den folgenden Jahren die Anwendbarkeit dieses Gesetzes auf allen denkbaren Gebieten und überzeugt sich so sehr von seiner fundamentalen Bedeutung, dass er schliesslich die andere Seite, den Prozess der Integration, mehr und mehr in den Hintergrund treten lässt und für eine kurze Zeit ganz aus dem Auge verliert, so zwar, dass er noch in der ersten Ausgabe der "First Principles" in dem Uebergehn aus einem Zustand der Homogeneität in einen Zustand der Heterogeneität nicht ein, sondern das Gesetz der Entwicklung erblickt.

In dem ersten Aufsatz, den Spencer nach dem Erscheinen der „Social Statics“ schrieb, und der schon im April 1852 unter dem Titel „A Theory of Population Deduced from the General Law of Animal Fertility“ in der Westminster-Review erschien, erkennt er ausdrücklich an, dass excessive Vermehrung und der durch sie verursachte Kampf ums Dasein — der Bevölkerungsdruck — zu einer beständigen Höherentwicklung des Typus führen müssen, dass „nur die, die unter ihm vorwärts schreiten, schliesslich überleben“, und dass „sie die auserlesenen ihrer Art sind“. Darwin hat bekanntlich dieses Ueberleben der Besten in Zusammenhang gebracht mit dem beständigen Variieren, zu dem alle organischen Wesen neigen, und dadurch das Mittel gefunden, nicht nur wie Spencer

die Höherentwicklung desselben Typus, sondern die Entwicklung neuer Typen zu erklären.

Trotzdem nun Spencer damals, wie jedermann sonst, über den wichtigsten der Faktoren, deren Produkt die Entwicklung organischer Wesen ist, völlig im Dunkeln war, war er doch überzeugt, dass die Entwicklungstheorie auch auf die Entstehung der Arten Anwendung finde. Und er legte von dem Glauben, der in ihm war, Zeugnis ab in einem kleinen Aufsatz, der im März 1852 unter dem Titel „The Development Hypothesis“ im Leader erschien. Dieser Aufsatz, den Darwin in der Skizze erwähnt, die er von dem Werk seiner Vorgänger entworfen hat, ist im wesentlichen eine apriorische Abschätzung der Wahrscheinlichkeit, die die zwei einzig möglichen Theorien, die Schöpfungs- und die Entwicklungstheorie für sich haben. Nach Spencer spricht alles für diese.

Im gleichen Jahre veröffentlicht Spencer noch einen kleinen Aufsatz über die „Philosophie des Stils“ (Westminster Review, Oktober 1852), von dem der bekannte Goethebiograph und Philosoph Lewes urteilte, er sei die einzige wissenschaftliche Erklärung des Stilproblems, die er kenne. In diesem Aufsatz kommt zum ersten Mal der Einfluss der Baerschen Theorie zu offenem Ausdruck. Zum Schluss des Aufsatzes bemerkt Spencer nämlich, wachsende „Heterogeneität“ charakterisiere jeden Fortschritt in der sprachlichen Entwicklung, und für einen hochentwickelten Stil gelte, was für alle hochentwickelten Produkte der Menschheit wie der Natur gelte: „er wird nicht aus einer Reihe gleicher Teile bestehn, die einfach nebeneinander gestellt sind; er wird vielmehr ein Ganzes sein, das aus ungleichen Teilen besteht, die gegenseitig abhängig sind“; d. h. er zeigt die Merkmale der Integration und Differzierungen.

17. Im folgenden Jahre, 1853, publizierte Spencer einen Aufsatz, betitelt „Overlegislation“ (Westminster Review,

Juli 1853), in dem er wieder einmal gegen seine bête noir, den Staatssozialismus, loszog und die Idee, dass die Gesellschaft ein Organismus und nicht ein Mechanismus ist, verteidigte. Auf ihn folgte unter der Ueberschrift „The Universal Postulat“ im Oktober ein wichtiger Aufsatz in der Westminster Review. Spencer hatte John Stuart Mills Logik und verschiedene andere Philosophen, wie Kant (Kritik der reinen Vernunft, in englischer Uebersetzung), Hume, Berkeley, Thomas Reid, Sir William Hamilton, Mansel, W. Whewell studiert und war teils im Anschluss an sie, teils in Opposition gegen sie dazu gelangt, seinen erkenntnistheoretischen Standpunkt zu formulieren, wie wir ihn später in seinem System näher ausgeführt finden. Der Aufsatz bedeutet keinen weiteren Schritt in der Formulierung seines Entwicklungsgesetzes, bereitet aber die metaphysische Deutung vor, die Spencer später diesem Gesetz gab.

Dagegen finden wir ihn im folgenden Jahre eifrig damit beschäftigt, die Entwicklungstheorie auf verschiedenen Gebieten zu erproben. In dem Aufsatz „Manners and Fashion“ (Westm. Rev. April 1854) zeigt er, wie sich die verschiedenen Zwangsformen, denen der Mensch in der Gesellschaft unterworfen ist — politische, kirchliche und zeremonielle — aus einem Keim entwickelt haben, und zwar „in Uebereinstimmung mit dem Gesetz der Entwicklung aller organischen Wesen, gemäss dem sich schrittweise allgemeine Funktionen in die speziellen Funktionen, die sie ausmachen, trennen“. In demselben Artikel verteidigt er zum ersten Mal seine in der Soziologie ausführlich begründete Theorie, dass Ahnen- und Geister-Verehrung die Quelle aller Gottesverehrung ist.

Spencer hatte um diese Zeit Miss Martineaus verkürzte englische Ausgabe von Comtes Cours de Philosophie Positive studiert. Sein Widerspruch gegen Comtes Theorie von der sogenannten Hierarchie der Wissenschaften veranlasste ihn den Artikel „The Genesis of Science“ (British

Quarterly Review, Juli 1854) zu schreiben, in dem er ausführt, wie alle Wissenschaft sich allmählich aus dem gewöhnlichen Wissen entwickelt hat, von dem sie nicht spezifisch, sondern nur dem Grad nach verschieden ist, wie sich die Wissenschaft selbst immer mehr in die einzelnen Wissenschaften differenziert hat, und wie damit Hand in Hand ein Prozess der Integration ging, im Verlauf dessen die einzelnen Wissenschaften mehr und mehr von einander abhängig werden. Das Ganze führt Spencer zu einer tiefgehnden Analyse des menschlichen Geistes, einer Vorarbeit für seine Psychologie, deren leitende Gedanken nun allmählich alle in seinem Geist ausgereift lagen.

Bevor er aber an ihre Ausarbeitung ging, erprobte er seine psychologische Theorie auf einem Gebiet, auf dem er sich zuerst zu allgemeiner Anerkennung durchringen sollte. Ich meine seinen Aufsatz über „The Art of Education“. Sein Grundthema liegt in den Sätzen: „Die Erziehung muss sich dem natürlichen Prozess der Entwicklung anpassen . . . sie muss vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreiten . . . Der menschliche Geist wächst und schreitet wie alle Dinge, die wachsen, von einem Gleichartigen zu einem Ungleichartigen fort.“ Spencer, der selbst nicht deutsch versteht, hat die Ideen seiner deutschen Vorgänger auf diesem Gebiet durch ein Werk E. Bibers, betitelt „Henry Pestalozzi and his Plan of Education“ kennen gelernt und mit den Gedanken der englischen Reform-Pädagogik seit Lockes „Thoughts on Education“ war er natürlich auch genau vertraut. Der Aufsatz erschien im Mai 1854 in der North British Review und schon im August begann Spencer das Niederschreiben der „Prinzipien der Psychologie“. Wir werden auf dieses erste grosse Werk des Philosophen im Zusammenhang seines Systems näher eingehn und bemerken hier nur, dass in ihm die Psychologie zum ersten Mal systematisch vom entwicklungstheoretischen Standpunkt aus behandelt wird, und dass Spencer in seiner Schilderung der geistigen Ent-

wicklung bereits ganz allgemein die Ausdrücke gebraucht, die später in seiner allgemeinen Formel der Entwicklung wiederkehren.

18. Entwicklung bestand für Spencer zu dieser Zeit vornehmlich in einem Fortschreiten aus einem Zustand der Gleichartigkeit zu einem Zustand der Ungleichartigkeit entsprechend der Formel, die Baer für die embryologische, Entwicklung aufgestellt hat, und er hatte, wie wir sahen, bereits nachgewiesen, dass sich das Baersche Gesetz auf die Entwicklung des sozialen Lebens, der Wissenschaft, wie des Geistes ausdehnen lasse. Der Gedanke, dass dieses Gesetz eine Generalisation darstelle, die für alle Entwicklungsvorgänge überhaupt gelte, lag nahe. Er kam Spencer um diese Zeit; und mit der Erkenntnis der Universalität dieses Gesetzes glaubte er nun auch eine universelle Ursache für sie gefunden zu haben. Er hatte schon damals vor, für die Westminster Review einen Artikel über die „Ursache alles Fortschrittes" zu schreiben. Aus dem Plan wurde jedoch vorerst nichts, da ihn eine schwere Krankheit, die er sich durch übermässiges Arbeiten an seinem grossen Werk über die Prinzipien der Psychologie zugezogen hatte, vom Juli 1855 bis Anfang des Jahres 1857 völlig arbeitunfähig machte. Der geplante Artikel erschien deshalb erst im April 1857 und zwar unter dem bescheideneren Titel: „Progress, its Law and Cause".

Er bedeutet eine wichtige Station in Spencers Entwicklungsgang. Unser Philosoph zeigt hier zum ersten Male die universelle Geltung des Entwicklungsgesetzes auf, das er allerdings noch nicht in seiner Vollständigkeit erkannt hat, und macht bereits den Versuch, es aus einem tieferliegenden Prinzip abzuleiten. Baer hatte nachgewiesen, dass die Entwicklung jedes individuellen Organismus — des Keims zur Pflanze und des Eis zum Tier — sich darstellt als ein Fortschreiten von einer Gleichartigkeit

theorie weiter erläuterte und erprobte. In einer Kritik, der er im Oktober 1858 in derBritish and Foreign Medico Chirurgical Review Prof. Owens „Archtype and Homologies of the Vertebrate Skeleton“ unterzog, zeigte er, wie die Entwicklungstheorie bestimmte Strukturеigentümlichkeiten, insbesondere atavistische Bildungen, denen Owens Theorie eines „urbildlichen Rückenwirbels“ ratlos gegenübersteht, leicht erklären kann. In dem Aufsatz „The Laws of Organic Form“, der im Januar 1859 in derselben Review erschien, erläuterte er ein Gesetz, das später in seiner Biologie eine grosse Rolle spielt, das Gesetz, „dass die Formen aller Organismen von ihren Beziehungen zu den einfallenden Kräften abhängen, worunter sowohl die Kräfte zu verstehn sind, denen sie passiv unterliegen, als die, welche sie als Reaktionen auf ihre eigenen Thätigkeiten erfahren.“ In „Illogical Geology“ (Universal Review, Juli 1859) verteidigt er die Entwicklungstheorie gegen gewisse geologische Anschauungen, deren Hinfälligkeit jetzt allgemein anerkannt ist. In „Bain on the Emotions and the Will“ (Med. Chirurg. Review, Januar 1860) betont er, dass wir zu einer Einsicht und richtigen Klassifizierung der Gefühle und des Willens nur dann kommen können, wenn wir diese Phænomene vom Entwicklungsstandpunkt aus betrachten und sie in ihrer steigenden Verwickeltheit von den einfachsten tierischen Aeusserungen bis hinauf ins menschliche Leben verfolgen. In „The Social Organism“ (Westminster Review, Januar 1860) führt er seine alte Theorie, dass die Gesellschaft die innigsten Analogien zum tierischen Organismus aufweise, im einzelnen aus, während seine „Physiology of Laughter“ (Macmillans Magazine, März 1860) ein interessanter Beitrag zur Nervendynamik ist in Anwendung der Methode, die er in seinen Prinzipien der Psychologie so erfolgreich durchgeführt hat.

20. Im März desselben Jahres hatte Spencer den Prospekt zu seinem grossen Werk der Oeffentlichkeit übergeben

und sich dann gleich an die Ausarbeitung des ersten Teils, „der ersten Prinzipien“ gemacht, die im Juni 1862 fertig vorlagen. Diese erste Ausgabe der „First Principles“ fasst alle die Anschauungen, die Spencer in den kurz charakterisierten Aufsätzen über die Entwicklungstheorie geäussert hat, zusammen und erweitert sie zugleich, ohne aber das Entwicklungsgesetz schon jetzt auf seinen höchsten Ausdruck zu bringen. Die Erweiterung der Theorie besteht darin, dass Spencer jetzt erkennt: das Uebergehn aus einem Zustand der Unbestimmtheit in einen Zustand grösserer Bestimmtheit, das er in der „Transcendental Physiology“ als Charakterzug der organischen Entwicklung nachgewiesen hatte, ist ein Merkmal jeder Entwicklung. Entwicklung ist ihm nun „ein Uebergehn aus einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit in eine bestimmtere, zusammenhängendere Ungleichartigkeit vermittelst beständiger Differenzierungen und Integrierungen“. Ferner wird der Versuch, dieses Entwicklungsgesetz aus andern allgemeinen Gesetzen zu deduzieren, nun vervollständigt durch die Aufstellung des Prinzips der „Segregation“; und dieses, wie die schon vorher gewonnenen Prinzipien der „Instabilität des Gleichartigen“ und „der Vervielfältigung der Wirkungen“, die er bisher als rein empirische Gesetze auffasste, werden jetzt aus dem Gesetz vom Fortbestehn der Kraft als dem letzten Prinzip, das das Grundaxiom aller Wissenschaft ist, abgeleitet. Zugleich wird anerkannt, dass alle Entwicklung eine Grenze hat und zu einem Zustand des Gleichgewichts führt, an den dann seinerseits der Prozess der Auflösung anknüpft.

Es blieb nun Spencer nur noch übrig, festzustellen, dass Entwicklung und Auflösung nur die zwei Phasen des noch universelleren Prozesses der beständigen Andersverteilung von Materie und Bewegung sind, und das Gesetz, auf das er seine ganze Philosophie gründen wollte, hatte seinen abstraktesten und damit umfassendsten Ausdruck erreicht. Diesen letzten Schritt that er im April 1864 in



dem Aufsatz über „die Klassifikation der Wissenschaften“, der den Essay „The Genesis of Science“ ergänzt und den positiven Teil zu der dort gegen Comtes „Hierarchie der Wissenschaften“ gerichteten negativen Kritik bildet. Hier spricht er aus, dass alle die unendlich vielfältigen Veränderungen, deren Inbegriff die Erscheinungswelt ist, sich in zwei Kategorien einreihen lassen: sie stellen sich dar entweder als Integration von Materie und einer sie begleitenden Zerstreuung von Bewegung oder als Aufnahme von Bewegung mit einer sie begleitenden Disintegration von Materie, d. h. sie sind notwendig entweder Teile eines Entwicklungsprozesses oder Teile eines Auflösungsprozesses. Professor Youmans schildert die Bedeutung, die dieses Gesetz für die Vollendung des Spencerschen Systems hat, wie folgt: „Man sieht sogleich, dass dieses Gesetz tiefer geht als das Entwicklungsprinzip; denn es gilt auch für Mineralien, die die Phaenomene der Entwicklung, wie Spencer sie bisher interpretiert hatte, nicht aufweisen. Kurz, es zeigte sich, dass damit ein Gesetz gewonnen war, das überhaupt für alle materiellen Dinge gilt, mögen sie nun solche sein, die ein Zunehmen in Ungleichartigkeit aufweisen, oder solche, die das nicht thun. Nun erst war es möglich, den relativen Wert und die relative Bedeutung der verschiedenen Faktoren des Entwicklungsprozesses nachzuweisen. Für Baer bestand organische Entwicklung ihrem Wesen nach und ausschliesslich in einer Zunahme von Ungleichartigkeit in dem sich entwickelnden Körper. Spencer dagegen hatte gezeigt, dass Entwicklung ein doppelter Prozess ist, — eine Tendenz zur Einheit wie zur Verschiedenheit, zur Integrierung wie zur Differenzierung. Es zeigte sich nun, dass der Prozess der Integration, dem alle Dinge unterworfen sind, ein tieferes Prinzip und in der That der primäre Prozess in jedem Entwicklungsvorgang ist, während das Zunehmen in Ungleichartigkeit nur ein sekundärer Prozess ist. Diese neue Auffassung machte es zugleich klar, dass Auflösung überall

das Gegenstück der Entwicklung ist, und dass zur Vervollständigung der Generalisation anerkannt werden muss, dass die Auflösung beständig bestrebt ist, das ungeschehn zu machen, was die Entwicklung wirkt."

Es ist unnötig, hier im einzelnen auszuführen, wie Spencer dieses Gesetz in die neue Ausgabe der „First Principles" aufgenommen und in Uebereinstimmung mit ihr das ganze Werk umgemodelt hat. Wir kommen auf alle diese Dinge später zurück. Das vorliegende Kapitel hat seinen Zweck erreicht, wenn es klar gemacht hat, wie Spencer dazu kam, sein System zu schreiben, und wie sich seine Grundideen allmählich in seinem Geist herauskrystallisiert haben. Die folgenden Kapitel sollen nun die Weltanschauung Spencers schildern, wie sie sich in ihrer reifsten Form darstellt. Und wenn ich dabei im wesentlichen dem Plane folge, dem Spencer selbst gefolgt ist, so bestimmt mich dazu vornehmlich die Erwägung, dass es die Aufgabe dieses Büchleins ist, nicht so sehr eine Kritik des Spencerschen Werkes zu liefern, als eine Skizze von den geistigen Schätzen zu geben, die in seinen verschiedenen Teilen zu finden sind.

20 a. Ich habe in den vorangehnden Paragraphen auf den Einfluss, den frühere Denker auf Spencers geistige Entwicklung ausgeübt haben, hingewiesen, wo immer ein direkter Einfluss klar war, und wo bestimmte Lehren anderer seinem Denken eine bestimmte Richtung gaben. Neben solchen direkten Beeinflussungen gehn natürlich überall indirekte einher. Denn auch der Philosoph ist ein Kind seiner Zeit, und es gibt keinen Philosophen, der nicht auf den Schultern der ihm vorausgegangenen Philosophengenerationen stünde. Teils in Weiterentwicklung ihrer Gedanken, teils im Widerspruch gegen sie entwickelt er seine eigne Philosophie. Das gilt von allen Philosophen und nicht zum wenigsten von Herbert Spencer, dessen Philosophie nicht Begriffsdichtung, sondern Vereinheit-

lichung des Wissens sein will. Die Masse des Wissens, das er vereinheitlicht, hat er natürlich von andern, teils Vorgängern, teils Zeitgenossen übernommen. Sein philosophisches Genie kommt hier vornehmlich zum Ausdruck in der synthetischen Kraft, mit der er eine Koordination vollzogen hat, die bei dem schnellen und beständigen Wachstum der Einzelwissenschaften an die geistigen Fähigkeiten ganz andere Anforderungen stellen musste, als das zur Zeit eines Aristoteles oder selbst eines Bacon und Hobbes der Fall war. Schon Gegebenes koordinieren macht aber allein den grossen Philosophen noch nicht aus. Jeder Philosoph, der sich einen bleibenden Platz in der Geschichte der Philosophie errungen hat, der „ein Klassiker der Philosophie" geworden ist, hat den gegebenen Schatz des Wissens und der philosophischen Ideen um einen neuen, grossen, fruchtbaren Gesichtspunkt bereichert, und auch das gilt von Spencer.

Die Idee, alle Wissenschaften in einem grossen System, dessen Methode streng wissenschaftlich sein soll, zu vereinheitlichen, ist nicht neu; sie hat schon Bacon, Spencers grosser Landsmann, gleich am Anfang der modernen Philosophie verkündet. Spencers origineller Beitrag besteht aber darin, dass er als das Werkzeug, mit dem diese Vereinheitlichung allein gelingen kann, die Idee der Entwicklung erkannte, sie im einzelnen ausarbeitete und auf einen wissenschaftlichen Ausdruck brachte. Denselben Versuch einer Organisation der Wissenschaften — aber mit ganz andern Mitteln — hatte dreissig Jahre, bevor Spencer an seine Ausführung schritt, im Nachbarlande Frankreich der bedeutende Philosoph und seltsame Heilige August Comte gemacht, und auf Spencers Verhältnis zu ihm möchte ich hier noch etwas näher eingehn, zumal darüber sehr irrtümliche Anschauungen gäng und gäbe sind. Wie man Spencer als Schüler Darwins proklamiert hat — wie irrtümlicherweise, wird im Kapitel über die Biologie gezeigt werden — so hat man seine Philosophie auch einfach als

Ableger der Comteschen, als eine Variation der „Philosophie Positive“ hingestellt, trotzdem Spencer selbst in dem Essay „Reasons for Dissenting from the Philosophy of M. Comte“ (April 1864) die Falschheit dieser Ansicht überzeugend nachgewiesen hat. Ein spezieller und dann eine Reihe allgemeiner Gründe haben diesen Irrtum genährt.

Spencer hatte sein erstes grösseres Werk, wie wir sahen, „Social Statics“ genannt, und da Comte als erster die Uebertragung der Ausdrücke „Statik“ und „Dynamik“ aus der Mechanik in die Soziologie vorgenommen hat, lag natürlich der Gedanke nahe, dass Spencer schon sein erstes Werk unter dem Einfluss des französischen Philosophen geschrieben habe. Spencer hat uns aber selbst mitgeteilt, dass Anfang der fünfziger Jahre, wo er sich mit diesem Werk trug, Comte nicht mehr als ein blosser Name für ihn war, und dass er den Ausdruck aus John Stuart Mills „Grundsätze der politischen Oekonomie“ übernommen hat, ohne zu wissen, dass Mill selbst ihn von Comte geborgt hatte. Daher kommt es auch, dass der Ausdruck bei Spencer eine ganz andere Bedeutung hat als bei Comte, während das Werk selbst, das ihn als Titel trägt, beinahe in allen Punkten das gerade Gegenstück der Comteschen Lehren ist.

Nicht haltbarer als die speziellen Gründe sind die allgemeinen Gründe, aus denen man auf eine Abhängigkeit Spencers von Comte geschlossen hat. Spencer hat ohne Zweifel viele Lehren mit Comte gemeinsam; überall lässt sich aber leicht zeigen, dass er diese Lehren nicht von Comte, sondern aus ältern Quellen hat. Comtes grosses Verdienst ist es, den Begriff der Philosophie, wie er Bacon vorschwebte, nicht nur fest definiert, sondern auch einen weitgehnden Versuch zu seiner Verwirklichung gemacht zu haben. Was er wollte, war einmal, wissenschaftliches Denken und wissenschaftliche Methoden in ein Ganzes zusammenzufassen und zu organisieren, und dann, das so gewonnene Gedankensystem auf eine Klasse von Phænomenen

— die soziologischen — die früher der wissenschaftlichen Behandlung gespottet haben, anzuwenden. Das war durchaus auch Spencers Ideal, ein Ideal, das er von Bacon überkommen hat. August Comte hat zum erstenmal das Wort „positiv“ mit dem Wort Philosophie in Verbindung gebracht. Welche bestimmte Eigentümlichkeit seiner Philosophie wollte er mit diesem Prädikat bezeichnen? Nun, positive Philosophie bedeutet nichts anderes als wissenschaftliche Philosophie, d. h. eine Philosophie, deren Methode die der Wissenschaften ist. Wir können nicht eigentlich von positiven Wissenschaften sprechen; das wäre ein Pleonasmus. Denn jede Wissenschaft ist als solche positiv, d. h. sie beruht auf der Beobachtung von Thatsachen, und ihr einziges Ziel ist es, in ihrem Gebiet beständige Gleichzeitigkeiten und Folgen festzustellen, die sie Gesetze nennt. Jede Wissenschaft knüpft zugleich an ein Gegebenes an, das sie als solches hinnimmt, und keine versucht es, das innere Wesen, die ersten und letzten Gründe ihrer speziellen Phænomene zu erforschen. In dieser Beschränkung besteht ihre Stärke, ihre Bestimmtheit und Sicherheit, kurz ihre Positivität. Diese Bescheidenheit hat sich nun nach Comte auch die Philosophie anzugewöhnen; auch sie muss positiv werden. Ist sie dann aber überhaupt noch nötig? Wird nicht ihre Aufgabe schon von den sogenannten Wissenschaften erfüllt? Nein; denn diese Wissenschaften beruhen auf dem Prinzip der Arbeitsteilung — sie verfolgen ihre Ziele einseitig und mehr oder weniger unbekümmert um einander. Diesem Uebelstand muss die positive Philosophie abhelfen. Sie enthält allerdings nichts, was nicht schon die Einzelwissenschaften enthalten — und ist deshalb positiv; sie fasst aber die Einzelerkenntnisse zu einem einheitlichen Weltbilde zusammen, um so gleich der alten Metaphysik dem unausrottbaren Einheittrieb der menschlichen Vernunft zu genügen — und sie ist deshalb Philosophie. Es braucht kaum gesagt zu werden, dass Spencer, der die Philosophie als vollkommen vereinheit-

lichtes Wissen definiert hat, alle diese Ansichten völlig teilt.

Sind nun aber die Grundgedanken, auf die Comte diesen Begriff einer positiven Philosophie stützt, Wahrheiten, die er zuerst erfasst hat, oder hat er sie mit andern von frühern Denkern als ein gemeinsames Erbstück überkommen? Wir werden sehn, dass dieses der Fall ist. So gleich, wenn wir jenen ersten Hauptsatz der positiven Philosophie ins Auge fassen, der lautet: Alles Wissen beruht auf Erfahrung. Die Wahrheit dieses Satzes ist der Tod aller Theologie und Metaphysik, die etwa mit Hilfe einer „Offenbarung“, „einer intellektuellen Anschauung“ und was dergleichen Kunstgriffe mehr sind, auch über das, was unsere Erfahrung übersteigt, etwas wissen wollen. In Betreff dieses Satzes giebt Comte selbst zu: „Alle guten Köpfe seit Bacon wiederholen, dass nur das Wissen wirklich ist, das auf der Beobachtung von Thatsachen beruht“. Und gerade die englische Philosophie hat immer an dieser Lehre festgehalten und sich um ihre nähere Begründung durch die Ausbildung ihrer Associationspsychologie grosse Verdienste erworben. In diesem Punkte ist Spencer ein treuer Schüler Bacons und Humes.

In engem Zusammenhang mit diesem ersten Grundsatz aller wissenschaftlichen Philosophie steht der zweite, der besagt, dass alle unsere Erkenntnis phænomenal oder relativ ist. Wir kennen die Dinge nur, wie sie uns erscheinen, wissen aber nicht, was sie an und für sich sind. Die Erkenntnis des Absoluten ist uns daher verschlossen. Auch diese Wahrheit ist keine neue Entdeckung Comtes. Seit Protagoras Zeiten waren die meisten bedeutenden Denker ihrer mehr oder weniger deutlich bewusst. Ihre volle Erfassung hat die Nichtigkeit jener metaphysischen Weisheit enthüllt, die meint, das innere Wesen einer Erscheinung erfasst zu haben, wenn sie eine metaphysische Entität als ihre Ursache bezeichnet, gleich Molières Arzt, der die ein-

schläfernde Wirkung des Opiums dadurch erklärte, dass er ihm eine vis dormitiva zuschrieb.

Das sind die negativen Wahrheiten, die einer wissenschaftlichen Philosophie als Grundlage dienen; ihre positive Grundlage hat sie in dem Glauben an die Unwandelbarkeit der Naturgesetze, das heisst, in der durch keinen widersprechenden Fall widerlegten Voraussetzung, dass alle Erscheinungen, denen der menschliche Verstand sich zuwendet, unwandelbare Gleichförmigkeiten der Beziehungen aufweisen. Dass aber dieser Glaube an die Allgemeingültigkeit des Kausalgesetzes bereits vor Comte Eigentum der Wissenschaft war, darüber kann wohl kein Streit bestehn. —

Diese Wahrheiten, die das Nettoresultat alles Philosophierens und Spekulierens darstellen, hat Comte zur selbstverständlichen, keines weitern Beweises bedürftigen Grundlage seiner Philosophie gemacht. Das Gleiche gilt von Spencer; nur dass er viel gethan hat, um ihre Beweiskraft zu erhöhen, während Comte sie einfach hinnahm, wie er sie vorfand, da seine Idiosynkrasie gegen die Psychologie ihm den Weg zu ihrer Kritik und ihrem Beweis verschloss.

Sehn wir nun aber von dem Begriff der Philosophie und den Grundlagen ab, auf denen er sich aufbaut, und fragen wir, wie haben beide Philosophen diesen Begriff, den sie teilen, zu realisieren versucht, so finden wir den tiefgehndsten Gegensatz zwischen ihnen. Spencers grosses Mittel zur Vereinheitlichung des Wissens ist, wie wir sahen, das Entwicklungsgesetz, und seine Originalität als Denker gründet sich darauf, dass er es als erster induktiv wie deduktiv als universelles Weltgesetz nachgewiesen und von ihm aus in die einzelnen Wissenschaften umgestaltend eingegriffen hat. Gerade hier konnte er aber von Comte nichts lernen; denn dieser war ein abgesagter Feind aller auf die Feststellung der Evolutionstheorie gerichteten Bestrebungen, die „den unwissenschaftlichen Geistern zu überlassen seien“, und er hat sich ausdrücklich gegen

Lamarcks Theorie verwahrt, in der doch ein guter Kern Wahrheit steckt.

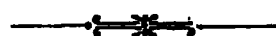
Umgekehrt verwirft Spencer ausdrücklich alle die organisierenden Doktrinen, die Comtes ausschliessliches Eigentum sind, und auf deren Originalität er sich viel zu gut thut. Es kommen hier insbesondere Comtes Lehre von der sogenannten Hierarchie der Wissenschaften und sein grosses soziologisches Gesetz, das für jede menschliche Entwicklung das naturnotwendige Durchlaufen dreier Stadien, des theologischen, des metaphysischen und des positiven behauptet, in Betracht. Gegenüber seiner streng negativen Haltung zu Comtes Hauptlehren verschwindet an Bedeutung, dass Spencer einige der spezielleren Originalgedanken Comtes angenommen hat, so den Begriff des sozialen „Consensus“, das Wort Soziologie, ferner die Lehre, dass die Erziehung des Individuums in ihrer Art und Anordnung mit der Erziehung der Menschheit, historisch betrachtet, übereinstimmen sollte.

Um den Beweis für die Unabhängigkeit Spencers von Comte vollständig zu führen, will ich noch mit einem Wort auf das Verhältnis der zwei Philosophen zu dem, was man im weitesten Sinn die soziale Frage nennen kann, eingehn. Das Interesse für ihre Probleme war es, was beide zur Ausgestaltung ihrer Philosophie bestimmt hat. Alle Erkenntnisse zu einem einheitlichen Ganzen zusammen zu fassen, um so eine sichere Grundlage für den Aufbau einer gesunden Ethik und Politik zu gewinnen, das war das ausgesprochene Ziel und die treibende Kraft im Denken Comtes und Spencers. —

Die erste bedeutende Schrift Comtes führte den Titel: „Prospectus des travaux scientifiques, nécessaires pour réorganiser la société“, und wir haben es aus seinem eigenen Munde, dass er die Ausarbeitung der positiven Philosophie nur in die Hand nahm, um für sein politisches System die nötige wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen. Ganz ähnlich Spencer. Die erste Schrift, die er als

22jähriger junger Mann schrieb, lautet: „The proper sphere of government". Wir sahen, wie diese Frage ihn sofort auf die ethischen Probleme leitete, und wie ihn die Ueberzeugung, dass die Basis, auf welche die Moral gegründet zu werden pflegt, wissenschaftlicher Kraft entbehrt, zu seinen umfassenden Studien trieb.

Aber auch hier haben die zwei Denker sozusagen nur den Ausgangspunkt gemeinsam. In ihren Endergebnissen sind sie dann zu entgegengesetzten Standpunkten auseinandergegangen. Während Spencer auf seine Philosophie eine streng individualistische Ethik gründet, während er alles Heil in einer Steigerung der Freiheit und Selbständigkeit der Individuen erblickt, wird Comte ein Apostel des Sozialismus und der Begründer eines Systems, das man nicht mit Unrecht „Katholizismus minus Christentum" genannt hat.



Zweites Kapitel.

Die Prinzipienlehre.

21. Spencer hat, wie wir bereits sahen, bevor er eine Linie seines Systems niederschrieb, einen „Prospectus“ veröffentlicht, der einen ins Einzelne gehnden Ueberblick über das geplante grosse Werk gab. Wir wollen diesen Prospekt in abgekürzter Form unserer zusammenhängenden Darstellung des Systems voranstellen. Er wird es dem Leser erleichtern, den Zusammenhang des Ganzen festzuhalten und zu verstehn, dass er wirklich ein System und nicht nur ein Konglomerat mehr oder weniger lose zusammenhängender wissenschaftlicher Aufsätze vor sich hat. Und er ist an sich ein überaus interessantes Dokument, das einen guten Einblick in die tiefe Planmässigkeit Spencerschen Denkens und Schaffens giebt.

Der Inhalt der zehn Bände, auf die Spencer das ganze System von Anfang an anlegte, sollte nach dem Prospekt folgender sein:

Erste Prinzipien.

Teil 1. Das Unerkennbare: Eine Weiterausführung bestimmter Lehren Hamiltons und Mansels und der Nachweis, dass die einzig mögliche Versöhnung von Wissenschaft und Religion in einem gemeinsamen Glauben an ein Absolutes liegt, das nicht nur alles menschliche Wissen, sondern auch alles menschliche Begreifen übersteigt.

Teil 2. Die Gesetze des Erkennbaren: Eine Darstellung der letzten Prinzipien, die in allen Erscheinungen des Absoluten erkennbar sind, jener höchsten Generalisationen der Wissenschaft, die von allen Phaenomenen gelten und deshalb den Schlüssel zur Erkenntnis aller Phaenomene liefern.

Hier sollte nun der logischen Ordnung nach die Anwendung dieser ersten Prinzipien auf die unorganische Natur folgen. Einige der wichtigsten Fragen, die dabei zu behandeln gewesen wären, die Frage nach der Entstehung des Sonnensystems und der chemischen Elemente hat Spencer in den Essays „The Nebular Hypothesis“ und „Mr. Martineau on Evolution“ behandelt. Von einer systematischen Bearbeitung dieser ganzen grossen Abteilung hat er aber abgesehn, da er mit Recht auch ohne sie seinen Plan für ausgedehnt genug und die Auslegung der organischen Natur auf dem vorgeschlagenen Weg für wichtiger hielt. Das zweite Werk der Serie bilden daher:

Die Prinzipien der Biologie.

Band 1.

Teil 1. Die Data der Biologie: Im wesentlichen eine Darstellung der allgemeinen Wahrheiten der Physiologie und Chemie, mit denen eine rationelle Biologie beginnen muss.

Teil 2. Die Induktionen der Biologie: Eine Darstellung der wichtigsten bereits gewonnenen Generalisationen der Biologie.

Teil 3. Die Entwicklung des Lebens. Eine Darstellung und Begründung der Entwicklungshypothese.

Band 2.

Teil 4. Die morphologische Entwicklung: Ein Nachweis, wie die organischen Formen überall bedingt sind durch den Inbegriff der Kräfte, denen sie ausgesetzt sind.

Teil 5. Die physiologische Entwicklung: Ein Nachweis und eine ähnliche Erklärung der fortschreitenden Differenzierung der Funktionen.

Teil 6. Die Gesetze der Vervielfältigung.

Die Prinzipien der Psychologie.

Band 1.

Teil 1. Die Data der Psychologie: Eine Darstellung des allgemeinen Zusammenhanges zwischen Geist und Leben

und ihrer Beziehungen zu den übrigen „Modi“ des Unerkennbaren.

Teil 2. Die Induktionen der Psychologie: Eine Darstellung der bereits auf empirischem Weg gewonnenen Generalisationen der Psychologie.

Teil 3. Allgemeine Synthese: Eine Darstellung der geistigen Erscheinungen als einer Unterabteilung der allgemeinen Lebenserscheinungen.

Teil 4. Spezielle Synthese: Ein Versuch, Reflexthätigkeit, Instinkt, Gedächtnis, Vernunft, Wille und Gefühle im einzelnen zu erklären als ebensoviele mehr oder weniger besondere Erscheinungsformen des Zusammenhangs zwischen innern und äussern Vorgängen.

Teil 5. Physische Synthese: Ein Versuch, nachzuweisen, wie die Reihenfolge der Bewusstseinszustände einem gewissen Grundgesetz der Nerventhätigkeit entspricht, das aus den „Ersten Prinzipien“ folgt.

Band 2.

Teil 6. Spezielle Analyse: Ein Versuch, die Einheit in der Zusammensetzung sämtlicher geistiger Erscheinungen nachzuweisen, indem die verwickeltsten schrittweise in immer einfachere aufgelöst werden.

Teil 7. Allgemeine Analyse: Rechtfertigung des Realismus als oberster Aussage des Bewusstseins.

Teil 8. Folgesätze: Zusammenfassung und Uebergang zur Soziologie.

Die Prinzipien der Soziologie.

Band 1.

Teil 1. Die Data der Soziologie: Eine Darstellung der verschiedenen Faktoren, deren Resultat die soziale Entwicklung ist.

Teil 2. Die Induktionen der Soziologie: Eine Darstellung der empirischen Generalisationen, die sich aus einer Vergleichung verschiedener Gesellschaften und aufeinanderfolgender Phasen derselben Gesellschaft ergeben.

Teil 3. Politische Organisation: Eine natürliche Entwicklungsgeschichte der politischen Regierungsformen.

Band 2.

Teil 4. Kirchliche Organisation: Eine natürliche Entwicklungsgeschichte der kirchlichen Regierungsformen und der religiösen Vorstellungen.

Teil 5. Zeremonielle Organisation: Eine gleiche Behandlung jenes dritten Systems von Regeln, das sich von den zwei zuerst behandelten allmählich abzweigt und die weniger wichtigen Lebensthätigkeiten reguliert.

Teil 6. Industrielle Organisation: Eine natürliche Entwicklungsgeschichte der Produktion und der verteilenden Agentien.

Band 3.

Teil 7. Die Entwicklung der Sprache.
Teil 8. Die Entwicklung der Wissenschaft.
Teil 9. Die Entwicklung der Kunst.
Teil 10. Die Entwicklung der Moral.
Teil 11. Zusammenfassung.

Die Prinzipien der Moral.

Band 1.

Teil 1. Die Data der Moral: Eine Darstellung der Generalisationen, die Biologie, Psychologie und Soziologie für eine wahre Theorie vom rechten Leben liefern.

Teil 2. Die Induktionen der Moral: Eine Darstellung der empirisch gewonnenen Regeln des menschlichen Handelns, die von allen zivilisierten Nationen als wesentliche Gesetze anerkannt werden, d. h. der Generalisationen der Zweckmässigkeit.

Teil 3. Individuelle Moral: Eine Darstellung der Prinzipien des privaten Verhaltens, wie sie sich aus den Bedingungen eines vollkommenen individuellen Lebens ergeben.

Band 2.

Teil 4. Gerechtigkeit: Eine Darstellung der gegenseitigen Einschränkungen im Handeln der Menschen, wie sie ihr Zusammenleben als Einheiten in einer Gesellschaft nötig macht.

Teil 5. Negatives Wohlthun: Eine Darstellung der sekundären Selbsteinschränkungen, ohne die ein vollkommenes soziales Leben unmöglich ist, und die ein Ausfluss passiver Sympathie sind.

Teil 6. Positives Wohlthun: Eine Darstellung der Gebote aktiver Sympathie.

22. Die Grundlage des ganzen Spencerschen Systems bilden — das ersehn wir aus unserer Skizze, und das besagt schon ihr Name — die „Ersten Prinzipien", während sich die übrigen neun Bände darstellen als Auslegung der biologischen, psychologischen, soziologischen und ethischen Probleme mittelst dieser Prinzipien. Ihnen wollen wir uns nun direkt zuwenden.

Die Prinzipienlehre teilt Spencer in zwei scharf geschiedene Abschnitte, von denen der eine negativen, der andere positiven Charakters ist. Merkwürdigerweise hat man vielfach gerade in dem ersten negativen Abschnitt die Quintessenz der Spencerschen Philosophie erblickt und sie deshalb als puren Nihilismus denunziert. Das ist natürlich grundfalsch. Die Lehre vom Unerkennbaren ist nicht nur nicht die Essenz der Spencerschen Philosophie; sie ist nicht einmal eigentlich ein Teil seines Systems, sondern bildet nur eine Art Einleitung zu ihm. Nach Spencer fällt die Sphäre der Philosophie mit der Sphäre der Wissenschaften zusammen; und er hielt es für seine erste Aufgabe, diese mehr oder weniger heterodoxe Auffassung zu rechtfertigen, indem er die unverrückbaren Grenzen, die unserm Erkennen durch die Natur unseres Intellektes gezogen sind, nachwies. Das geschieht in dem Kapitel über das „Unerkennbare". Es zeigt, was die Philosophie nicht sein kann, und wiederholt zu diesem Zweck im wesentlichen nur das energisch, was andere bedeutende Denker vor Spencer über die Begrenztheit menschlichen Erkennens gesagt haben. Alles Erkennen ist relativ, d. h. bedingt durch die Natur des erkennenden Subjektes; wir

erkennen daher nichts absolut, nichts, wie es an sich ist. Alle Dinge und Kräfte sind blosse Symbole eines Etwas, das an sich unerkennbar ist. Gerade weil wir aber all unser Erkennen relativ nennen, müssen wir ein Absolutes annehmen; das Relative setzt das Absolute voraus, es wäre sonst selbst absolut. Das ist in einfachen Sätzen die Summe der viel angegriffenen Lehre vom Unerkennbaren. Ist die Theorie nicht neu, so ist doch die Art, wie Spencer sie vorträgt, sehr originell. Er versteht es nämlich, dieser negativen Theorie ein sehr positives Ergebnis abzugewinnen: er findet in ihr die Grundlage für eine aufrichtige Versöhnung von Religion und Wissenschaft.

23. „Unter den geistigen Kämpfen, so beginnt er, ist der älteste, weiteste, tiefste und wichtigste der zwischen Religion und Wissenschaft. Er begann, als die Erkenntnis der einfachsten Gleichförmigkeiten in den umgebenden Dingen dem anfangs allgemeinen Aberglauben ein Ende machte. Er zeigt sich überall in dem ganzen Bereich menschlichen Wissens, er beeinflusst die Menschen in der Auslegung der einfachsten mechanischen Vorgänge nicht minder als der verwickeltsten Erscheinungen der Völkergeschichte. Er hat seine Wurzeln in den verschiedenen Denkrichtungen verschiedener Arten von Geistern. Und die widerstreitenden Auffassungen von Natur und Leben, die die verschiedenen Denkrichtungen jeweils erzeugen, beeinflussen im Guten oder Schlimmen die Grundstimmung der Gefühle und das tägliche Verhalten. Ein solcher nie rastender Kampf der Ansichten, wie er durch alle Zeiten hindurch unter den Bannern der Religion und der Wissenschaft geführt wurde, hat natürlich eine Erbitterung erzeugt, die einer gerechten Würdigung der Gegenpartei auf beiden Seiten verhängnisvoll ist. In einem höhern Grade und schärfer als jeder andere Streit hat er die ewig bedeutsame Fabel von den zwei Rittern illustriert, die sich um die Farbe eines Schildes schlagen, von dem jeder nur eine Seite sieht. Jeder

Kämpfer sah klar nur seine Seite der Frage und warf seinem Gegner Dummheit oder Unehrlichkeit vor, weil er nicht dieselbe Seite sah. Beide aber ermangelten der Aufrichtigkeit, auf die Seite des Gegners zu treten und ausfindig zu machen, warum dieser alles so verschieden sah.“ Diese denkwürdigen Worte, mit denen Spencer seine Betrachtung der Frage einleitet, verraten, dass er einen wirklichen und aufrichtigen Frieden zwischen Religion und Wissenschaft für möglich hält, und sie deuten den Weg an, auf dem er zu suchen ist. Religion und Wissenschaft befassen sich wohl mit derselben Sache, aber sie behandeln sie von verschiedenen Gesichtspunkten aus und zu verschiedenen Zwecken. In der Wissenschaft tritt der Mensch der Welt als erkennender, in der Religion als fühlender und wertsetzender gegenüber; in der Wissenschaft beschäftigt er sich mit bestimmten Thatsachen und ihren Beziehungen, in der Religion mit jenem unbestimmten Etwas, das allen Erscheinungen und ihren Beziehungen zu Grunde liegt.

Folgen wir nun dem Gedankengang, der nach Spencer zu einer Versöhnung der lang verfeindeten Schwestern führt, etwas näher. Spencer geht von der Ueberzeugung aus, dass Religion und Wissenschaft beide eine Wurzel in der Wirklichkeit der Dinge haben, und dass es daher, wenn anders der Manichäismus mit seiner Theorie der Koordination eines guten und eines bösen Prinzips in der Welt nicht Recht haben soll, eine oberste Wahrheit geben muss, in der sie sich zusammenfinden können. Es gilt also, „die höchste Wahrheit zu suchen, zu der sich beide mit vollständiger Aufrichtigkeit, ohne irgend welchen geistigen Vorbehalt bekennen können“. Diese allumfassende Wahrheit kann natürlich weder ein bestimmtes Dogma der Religion noch ein bestimmter Lehrsatz der Wissenschaft sein; sie muss vielmehr, um ihrer Bestimmung zu genügen, die abstrakteste und daher allgemeinste Wahrheit sein, die sie beide bekennen.

Was ist nun jene allgemeinste Wahrheit der Religion, jene Wahrheit, der auch die grausamste Kritik nichts anhaben kann, jene „Seele von Wahrheit“, die auch der abergläubigsten Religion innewohnt? Spencer beginnt sein Diogeneswerk mit einer interessanten Zergliederung der „religiösen Grundbegriffe“. Auf die uralte Frage, was ist die Welt und von wannen kommt sie, suchen der Theismus, der Pantheismus und der Atheismus, jeder auf seine Art, eine Antwort zu geben. Doch ach! sehn wir genauer zu, so sind alle Antworten blosse Wortgeflechte ohne Inhalt; Sätze, die tiefsinnig klingen, die sich aber nicht in wirkliche Gedanken umsetzen lassen. Wie Spencer die letzte Unbegreiflichkeit aller dieser Theorien dialektisch nachweist, brauchen wir hier nicht weiter auszuführen. Schon viele vor ihm und nicht zum wenigsten grosse religiöse Geister haben wieder und wieder gezeigt, dass alle jene Theorien mit ihrer Annahme einer absoluten, unendlichen Ursache zuletzt zu unlösbaren Widersprüchen und zu einem Selbstmord des Intellektes führen müssen. Geben wir zu, die Erklärung, die jede jener drei möglichen Theorien giebt, ist nur eine Scheinerklärung, so predigen sie doch auch in ihrer Ohnmacht wenigstens eine Wahrheit, nämlich die, „dass die Welt einer Erklärung bedarf“. „Hier nun haben wir ein Element, das allen Glaubensrichtungen gemeinsam ist. Religionen, die sich in ihren Bekenntnisformeln aufs schärfste widersprechen, sind doch vollkommen eins in der stillschweigenden Ueberzeugung, dass die Existenz der Welt mit allem, was sie enthält, und mit allem, was sie umgiebt, ein Mysterium ist, das immerfort nach Auslegung verlangt“. Spencer zeigt dann, wie die ganze Entwicklung der Religion sich darstellen lässt als eine immer weitere Annäherung an den Standpunkt, als dessen Motto das Wort Jacobis dienen kann: „Ein erkannter Gott wäre kein Gott mehr“. Durch die ganze Geschichte der Religion können wir einen Prozess der fortschreitenden „Entmenschlichung Gottes“ verfolgen. Dem Wilden ist

Gott ein Mensch, nur grausamer, wilder und mächtiger als er selbst; mit jedem höhern Schritt fällt ein Attribut Gottes um das andere als Gottes unwürdig oder als unvereinbar mit andern Attributen, an denen noch festgehalten wird: mit jedem Schritt wird Gott etwas Unbekannteres, etwas dem menschlichen Verstand Unfassbareres, bis endlich auf der höchsten Stufe das relative Mysterium, das alle Religionen anerkennen, zum absoluten Mysterium wird.

„Hier also haben wir eine Grundwahrheit von der grösstmöglichen Gewissheit, eine Wahrheit, in der alle Religionen unter sich und mit der Philosophie, die ihre speziellen Dogmen bekämpft, eins sind. Sollen Religion und Wissenschaft versöhnt werden, so muss die Grundlage der Versöhnung diese tiefste, weiteste und grösste Wahrheit sein, dass die Macht, die sich uns im Universum offenbart, absolut unerforschlich ist.“

24. Der Beweis, dass auch die Wissenschaft sich dieser Grundwahrheit in Demut beugen muss, fällt Spencer nicht schwer. Eine Analyse ihrer „Grundbegriffe“, als da sind Raum, Zeit, Bewegung, Stoff, Kraft, Selbst u. s. w., lehrt, wie die vorangegangene Zergliederung der religiösen Grundbegriffe, dass Wesen und Ursprung der objektiven, wie der subjektiven Welt unergründlich sind. „Die religiösen Grundbegriffe, wie die wissenschaftlichen sind nur Symbole nicht Erkenntnisse der Wirklichkeit.“ Dass dem so ist und so sein muss, liegt in der innersten Natur unseres Erkennens begründet.

Analysieren wir nämlich das Denkprodukt, so finden wir, dass alle schrittweise immer tiefer eindringenden Erklärungen der Natur, die eben den Fortschritt im Erkennen ausmachen, darin bestehn, dass schrittweise spezielle Wahrheiten unter allgemeinere Wahrheiten und allgemeine unter noch allgemeinere eingeschlossen werden. Dieser Prozess kann aber nicht ins Unendliche fortgehn, weil sonst alles in der Luft hinge. Es muss daher eine allgemeinste Wahr-

heit geben, die nicht begriffen werden kann, eben weil sie keine Einschliessung in eine andere, kein Begreifen unter einer andern zulässt. Analysieren wir aber den Denkprozess, so finden wir, dass unser Denken durch Gegensatz, Unterschied und Aehnlichkeit bedingt ist. Was keinen Gegensatz hat und nicht von etwas anderm unterschieden werden kann, lässt sich nicht denken. Und auf der andern Seite setzt alles Erkennen ein Aehnlichkeitsverhältnis voraus: wir erkennen ein Ding, indem wir es auf ein anderes, das ihm gleicht, zurückführen. Weil nun das Unbedingte, eben weil es das Unbedingte ist, in keinem dieser drei Verhältnisse stehn kann, ist es auch dreifach unerkennbar.

In folgender schönen Stelle findet Spencers Grundgedanke klaren Ausdruck: „Der Mann der Wissenschaft, beschäftigt, wie er ist, mit festgestellten Wahrheiten und gewohnt, noch unerforschte Dinge anzusehn als Dinge, die man einst erforschen wird, vergisst zu leicht, dass die Erkenntnis, so umfassend sie auch sein mag, doch niemals den Forschungstrieb zufrieden stellen kann. Positives Wissen füllt nie die ganze Sphäre des möglichen Denkens aus und kann sie nie ausfüllen. An der äussersten Grenze der Entdeckungen erhebt sich immer und muss sich immer die Frage erheben: was liegt jenseits? Wir können uns keine Erklärung so tief denken, dass sie die Frage ausschlösse: Was ist die Erklärung dieser Erklärung? Stellen wir uns die Wissenschaft als eine stets wachsende Kugel vor, so können wir sagen, jede Vergrösserung ihrer Oberfläche bringt sie nur in umfangreichere Berührung mit dem sie umgebenden Nichtwissen!“ Wie sagt doch Altmeister Goethe: „Die Existenz, durch die Vernunft dividiert, geht nicht ohne Rest auf!“ Und weiter:

„In der äussern, wie in der innern Welt findet sich der Mann der Wissenschaft inmitten ewiger Veränderungen, von denen er weder den Anfang noch das Ende zu entdecken vermag. Wenn er, die Entwicklung der Dinge zurückverfolgend, sich erlaubt, die Hypothese aufzustellen,

dass das Universum einst in einer zerstreuten Form existierte, so findet er es doch ganz unmöglich, sich vorzustellen, wie es kam, dass es so existierte. Ganz so, wenn er über die Zukunft nachdenkt; er kann der unendlichen Folge der Erscheinungen, die sich ewig vor ihm entfalten, keine Grenze setzen. Und wendet er den Blick nach Innen, so bemerkt er in gleicher Weise, dass beide Enden des Bewusstseinsfadens ausser seinem Griffe liegen, ja ausser seinem Vermögen, ihn sich als existiert habend oder als in Zukunft existierend vorzustellen . . . . Objektive wie subjektive Dinge findet er daher gleich unerforschlich ihrer Substanz und ihrem Ursprung nach. In allen Richtungen stellen ihn seine Forschungen zuletzt Angesicht zu Angesicht einem unlösbaren Rätsel gegenüber, und immer mehr versteht er, dass es ein wirklich unlösbares Rätsel ist. Er kennt zugleich die Grösse und die Kleinheit des Menschengeistes, seine Macht, alles zu erfassen, was innerhalb der Grenzen der Erfahrung liegt, und seine Ohnmacht allem gegenüber, was die Erfahrung übersteigt. Er realisiert ganz besonders lebhaft die völlige Unbegreiflichkeit des einfachsten Vorganges, wenn an und für sich betrachtet. Er weiss besser als jeder andere, dass seinem letzten Wesen nach nichts erkannt werden kann."

Spencer verkennt nicht, dass er in diesen Sätzen mehr das Verhalten des Weisen, wie er sein sollte, als wie er ist, gezeichnet hat. Religion und Wissenschaft haben beide beständig gegen diese letzte Wahrheit gefrevelt. Die Religion hat zwar das unbestreitbare Verdienst, dass sie diese Wahrheit von Anfang an, wenn auch nur unvollkommen und schattenhaft erkannt und verteidigt hat. „Sie hat überall in der einen oder andern Form die Lehre, dass alle Dinge Offenbarungen einer Macht sind, die unsere Erkenntnis übersteigt, aufgestellt und weiterverbreitet" und dadurch die Pflicht erfüllt, „die Menschheit davor zu bewahren, ganz im Relativen und Zunächstliegenden aufzugehn; sie hat das Bewusstsein

von etwas Jenseitigem wachgehalten". Sie war aber immer zugleich mehr oder weniger irreligiös, insofern sie wieder und wieder behauptete, von dem, was alles Erkennen übersteigt, doch ein bestimmtes Wissen zu besitzen. Das grosse Verdienst der Wissenschaft ist es, durch ihre Kritik diese unreligiösen Elemente überall auszumerzen und so die Religion zu einem fortschreitenden Reinigungsprozess zu zwingen. Sie hat durch ihre beständige Kritik der einzelnen Dogmen der Religion wieder und wieder den Nachweis geliefert, dass jenes angebliche Wissen der Religion in Wirklichkeit ein Nichtwissen ist, und sie hat damit die Religion von unhaltbaren Aussenposten auf ihre unangreifbare Zentralstellung zurückgetrieben: auf die Lehre von der letzten Unbegreiflichkeit der Welt und der Macht, deren Ausfluss oder Offenbarung sie ist. Wie aber die Religion oft unreligiös ist, so hat die Wissenschaft eine beständige Neigung gezeigt, zu behaupten, sie besitze da ein Wissen, wo es überhaupt kein Wissen geben kann. Ein dauernder und ehrlicher Friede ist nur dann möglich, wenn die Religion aufhört, unreligiös, und die Wissenschaft, unwissenschaftlich zu sein: wenn die Religion einsieht, dass das Mysterium, auf das ihr Sinn gerichtet ist, ein letztes und absolutes ist, und es deshalb aufgiebt, sich ins Geschäft der Wissenschaft zu mischen, die das Erforschbare in Natur und Geist mit den allein zu diesem Zweck dienlichen Methoden bearbeitet, und wenn die Wissenschaft zur vollen Ueberzeugung gelangt, dass ihre Erklärungen immer nur annähernd und relativ sind, dass sie immer nur das „Wie" und das „Was", aber niemals das dem menschlichen Herzen so unendlich wichtigere „Wozu" und „Warum" beantworten.

25. Spencer sah voraus, dass sich gegen sein „Unerkennbares" dieselben Angriffe richten werden wie gegen Kants „Ding an sich". Die heikle Frage, die er zu beant-

worten hatte, lautet: Wenn wir von dem Absoluten so gar nichts aussagen können, haben wir dann ein Recht, von ihm auch nur ein Sein auszusagen? Müssen wir nicht ganz beim Relativen stehn bleiben, und was giebt uns die Berechtigung, doch an etwas zu glauben, das über das Relative hinausgeht?

Spencer giebt selbst zu, dass wir, solange wir auf dem rein logischen Standpunkt verharren, die Existenz von einem jenseits des Phænomenalen liegenden Noumenon nicht behaupten können. Von diesem Standpunkte aus ist das Absolute bloss die Negation der Vorstellbarkeit, d. h. es ist etwas von der Vorstellung gänzlich Verschiedenes, das doch vorgestellt werden soll — was unmöglich ist. Anders aber stelle sich die Sache dar, psychologisch betrachtet. Es giebt nämlich, sagt Spencer, neben dem bestimmten Bewusstsein, dessen Gesetze die Logik formuliert, noch ein unbestimmtes Bewusstsein, das sich nicht in Formeln fassen lässt; es giebt Gedanken, die zu vervollständigen unmöglich ist, die aber trotzdem real sind in dem Sinne, dass sie normale Erregungen des Denkvermögens sind.

Um nun des nähern zu zeigen, wie der ganze Nachweis, dass ein bestimmtes Bewusstsein vom Absoluten für uns unmöglich ist, unvermeidlich auf der Voraussetzung eines unbestimmten Bewusstseins von ihm beruht, bekämpft Spencer die Lehre, dass von korrelativen Gegensätzen, wie begrenzt und unbegrenzt, relativ und absolut, nur einer, nämlich der positive, real, der negative aber bloss eine Abstraktion vom andern, nichts weiter als seine blosse Negation sei. Das negative Vorstellungsbild ist = Negation des positiven + X. So bedeutet das Relative „Existenz unter Bedingungen und Grenzen“; das Absolute nun aber nicht etwa bloss die Negation einer solchen Existenz, sondern vielmehr Negation einer bedingten und begrenzten Existenz + X. Und dieses X stellt eben das dar, was Spencer das unbestimmte Bewusstsein vom

Absoluten nennt. Dieses unbestimmte Bewusstsein vom Absoluten abstrahieren wir aber nicht von einer einzelnen Gruppe von Gedanken und Vorstellungen; es ist vielmehr das Abstraktum aller Gedanken und Vorstellungen. Ihnen allen ist das, was wir mit Existenz bezeichnen, gemeinsam, und davon können wir nicht loskommen. Dieses Bewusstsein von Existenz, das sich infolge des fortwährenden Wechsels aller seiner Modalitäten von diesen allen loslöst, bleibt als ein unbestimmtes Bewusstsein von etwas unter allen Modifikationen Beharrendem von seinen Erscheinungsweisen getrennt. Es ist nicht nur notwendig unbestimmt, sondern auch notwendig unzerstörbar. Kurz dieses Bewusstsein von einem Absoluten lässt uns nicht los infolge derselben Denkgesetze, die uns daran hindern, einen Begriff von ihm zu bilden. Es ist das notwendige Korrelat unseres Selbstbewusstseins.

Spencer wirft zum Schluss die interessante Frage auf, ob es nun trotz unseres Unvermögens, diesem „Unerkennbaren“ bestimmte Attribute beizulegen, nicht vielleicht ein Postulat der „Praktischen Vernunft“ sei, doch solche Attribute von ihm auszusagen, und ob es insbesondere, wie Hamilton und Mansel unter dem Einfluss kantischer Gedanken behauptet hatten, nicht schlechtweg unsere Pflicht sei, das „Unerkennbare“ oder Gott als ein persönliches Wesen zu denken. Er antwortet, unsere Pflicht sei, weder Gottes Persönlichkeit zu bejahen noch sie zu leugnen; unsere Pflicht sei nur, uns demütig den festgestellten Grenzen unseres Erkennens zu fügen und nicht gegen sie zu rebellieren. Es sei ja gar nicht so, dass die Wahl zwischen Persönlichkeit und etwas Niedrigerem als Persönlichkeit liege; es sei vielmehr sehr leicht möglich, dass es eine Daseinsform gebe, die ebenso hoch über Intelligenz und Willen stehe als diese über mechanischer Bewegung. Spencer giebt in der That zu, dass wohl eine innere Notwendigkeit die Menschen immer wieder dazu treiben werde, für das absolute Wesen bestimmte Formen zu finden;

darin liege auch nichts Unberechtigtes, sofern wir uns nur bewusst bleiben, dass diese Formen immer nur Symbole sind, die dem, was sie bezeichnen sollen, absolut unähnlich sind. Die beständige Neubildung solcher Symbole und deren ebenso beständige Verwerfung als unzureichender Phantasien werde in der That dazu dienen, in uns das Bewusstsein des unermesslichen Gegensatzes zwischen dem Bedingten und dem Bedingungslosen wach zu halten.

26. Wenn der erste Abschnitt der „First Principles“ der philosophischen Erkenntnis die Grenzen absteckt, über die sie nicht hinaus kann und sie sozusagen negativ definiert, so beginnt der zweite Abschnitt mit der positiven Frage: Was ist Philosophie? Alle Antworten, die seit alter Zeit auf diese Frage gegeben worden sind, enthalten bei allem Widerstreit doch ein gemeinsames Element: die Philosophie hat es nicht mit Einzelerkenntnissen, sondern nur mit Erkenntnis der allerhöchsten Allgemeinheit zu thun. Und verbinden wir damit die weitere Einsicht, dass, wie zwischen wissenschaftlichen Wahrheiten höhern und niedrigern Grades, so auch zwischen diesen und den philosophischen Wahrheiten kein Wesens-, sondern nur ein Gradunterschied besteht, so kommen wir zu der allgemeinen Definition: Wissenschaft ist teilweise vereinheitlichte, Philosophie vollkommen vereinheitlichte Erkenntnis.

Wie kommen wir nun zu dieser Vereinheitlichung? Spencer weist vor allem auf eine Wahrheit hin, die er auch sonst, besonders in seiner Verteidigung des Realismus den Idealisten gegenüber, betont. Er zeigt, wie diese Denker der Ansicht huldigen, es sei möglich und es sei ihnen gelungen, von irgend einer oder auch von mehrern anerkannten einfachen Thatsachen auszugehn und nichts vorauszusetzen als eben nur diese Thatsache und, darauf fussend, Sätze zu beweisen und zu widerlegen, Sätze aber, die in Wahrheit in denen, von denen sie ausgehn, unausgesprochen schon mitbehauptet sind. Eine solche Isolierung

der Gedanken sei unmöglich; vielmehr enthalte jeder Gedanke bereits ein System von Gedanken und stehe mit andern Gedanken wie das Glied eines Körpers mit andern Gliedern in organischen Verbindungen, innerhalb deren allein er funktionieren könne. Spencer zeigt des nähern, wie z. B. das in jedem Denken liegende Bewusstsein von Gleichheit die Kategorien Quantität, Zahl, Grenze, Verschiedenheit u. s. w. einschliesst.

Da uns so ein Blick auf unser Denkvermögen zeigt, dass es auf Grundlage bestimmter, organisch verbundener, festgewurzelter Vorstellungen ruht, deren es sich nicht entledigen kann, so gilt es, die, die ganz unumgänglich notwendig sind, herauszugreifen; beim Suchen nach ihnen leitet uns die Denknotwendigkeit als Kriterium. Man denkt hier unwillkürlich an die Kritik der reinen Vernunft! Um dann die Gültigkeit dieser Annahmen zu beweisen, die wir vorläufig als wahr hinnehmen, müssen wir zeigen, dass alle übrigen Aussagen des Bewusstseins mit ihnen übereinstimmen. Denn der einzige Weg, eine Annahme zu rechtfertigen, ist, zu zeigen, dass zwischen den Erfahrungen, die sie uns vorauszusetzen veranlasst, und der thatsächlichen Erfahrung Uebereinstimmung herrscht. Die Vereinheitlichung der Erkenntnis — das Ziel der Philosophie — ist also erreicht, wenn die Uebereinstimmung gewisser fundamentaler Intuitionen mit allen andern Aussagen des Bewusstseins nachgewiesen wird. Es gilt nun diese Intuitionen zu suchen.

27. Da tritt uns vor allem der Satz entgegen: es giebt Uebereinstimmungen und Nichtübereinstimmungen und sie sind uns erkennbar. Das Bewusstsein ist der kompetente Richter über Aehnlichkeit und Unähnlichkeit seiner Zustände. Ohne diese Annahme kämen wir im philosophischen Raisonnieren keinen Schritt weiter. Denn die Aufgabe der Philosophie ist es, überall Einheit und Uebereinstimmung zu suchen, und das setzt notwendig die

Gültigkeit der Bewusstseinsfunktionen voraus, durch die die Dinge als ähnlich und unähnlich aufgefasst werden. Wenn ein Bewusstsein von Gleichheit und Verschiedenheit in uns fortdauert, so ist dies eben für uns die höchste Bürgschaft dafür, dass Gleichheit und Verschiedenheit existieren; denn wir verstehn in der That unter Gleichheit oder Verschiedenheit nichts anders als ein fortdauerndes Bewusstsein von ihnen.

Das ist der fundamentale Denkprozess.

Da aber ferner die Vereinheitlichung der Erkenntnis sich nur dadurch bewirken lässt, dass gezeigt wird, wie ein oberster Satz sämtliche Resultate der Erfahrung in sich einschliesst und bekräftigt, so muss offenbar dieser oberste Satz, dessen Uebereinstimmung mit allen andern nachzuweisen ist, ein Stück Erkenntnis ausdrücken und nicht nur die Gültigkeit eines Erkenntnisaktes. Wir brauchen also ein fundamentales Denkprodukt, d. h. es muss auch ein Ergebnis, zu dem der fundamentale Denkprozess geführt hat, vorausgesetzt werden. Dieses Gegebene des Bewusstseins muss eine Darstellung von Uebereinstimmungen und Nichtübereinstimmungen sein, die allgemeiner ist als jede andere. Es muss eine Thatsache ausdrücken, im Verhältnis zu der alle andern Gleichheiten und Verschiedenheiten untergeordnet erscheinen.

Wenn Erkennen dasselbe ist wie Klassifizieren oder Zusammenordnen des Gleichen und Trennen des Ungleichen, und wenn die Vereinheitlichung der Erkenntnis so zu stande kommt, dass die kleinern Klassen von Erfahrungen in grössere und diese in noch grössere eingereiht werden, dann muss der Satz, der die Erkenntnis vereinheitlicht, der Art sein, dass er den Gegensatz zwischen den zwei letzten Klassen von Erfahrungen, in die alle übrigen aufgehn, ausdrückt.

Alle uns bekannten Kundgebungen des Unerkennbaren zerfallen nun in zwei grosse Massen, in lebhafte und schwache Kundgebungen. Beide Arten sind von einander

getrennt, hängen aber unter sich zusammen und laufen nebeneinander her. Die starken oder — mit Humeschem Ausdruck — die Impressionen gehn den schwachen, den Ideen, voran, die von ihnen abhängig sind. Die Bedingungen, unter denen beide Arten auftreten, gehören für jede Art zur gleichen Art, wie sie selbst, wobei sich aber ein wichtiger Unterschied ergiebt. Die schwachen Kundgebungen haben immer erkennbare Vorläufer; wir können sie ins Dasein rufen durch Herstellung ihrer Bedingungen. Die Bedingungen für die starken Kundgebungen dagegen sind häufig versteckt und liegen gleichsam ausser der Reihe.

Damit sind wir zu dem durchgreifendsten Unterschied zwischen den Kundgebungen des Unerkennbaren gelangt, der als Gegensatz von Objekt und Subjekt, Ich und Nichtich, Selbst und Nichtselbst immer das Hauptthema der Philosophie war. Die Scheidung in Objekt und Subjekt ist das Ergebnis des fundamentalen Denkprozesses, der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen den Bewusstseinszuständen feststellt. Eben weil wir fortwährend erfahren, dass im Gegensatz zu den schwachen Kundgebungen die Bedingungen für die lebhaften häufig nicht aufgefunden werden können, drängt sich uns die unwiderstehliche Ueberzeugung auf, dass die Bedingungen für das Auftreten dieser Kundgebungen ausserhalb des Stromes der lebhaften Kundgebungen liegen. Und dies erfüllt uns mit einem unbestimmten Bewusstsein eines schrankenlos ausgedehnten Gebietes eines Seins, das sowohl von den schwachen Offenbarungen des Ichs als den lebhaften des Nicht-Ichs getrennt ist.

28. Spencer macht sich dann weiter daran, gewisse allgemeinste Formen, in denen die Kundgebungen des Unerkennbaren erfolgen, gewisse Grundbedingungen, unter denen die Realität sich uns darstellt, zu erörtern und vor allem zu untersuchen, welche Art von Realität wir ihnen zuschreiben können.

Nachdem unser Philosoph darauf hingewiesen hat, wie Wirklichkeit für uns Fortdauer im Bewusstsein bedeutet, führt er aus, dass also das Ergebnis dasselbe bleibt, ob nun das, was wir wahrnehmen, das Unerkennbare selbst oder eine Wirkung ist, die es unabänderlich auf uns ausübt. Wenn eine Macht, die jenseits des Vorstellens liegt, unter den durch seine Beschaffenheit gegebenen gleichbleibenden Bedingungen stets einen gewissen Bewusstseinszustand erzeugt, und wenn dieser Zustand ebenso fortdauert, wie es diese Macht thun würde, sofern sie unmittelbar ins Bewusstsein träte, dann ist auch die Wirklichkeit in dem einen wie in dem andern Sinn gleich vollständig.

Wir besitzen also ein unbestimmtes Bewusstsein von einer absoluten, ausser allen Beziehungen stehnden Wirklichkeit, erzeugt durch die absolute Fortdauer in uns von Etwas, das jeden Wechsel der Beziehungen überlebt, und wir haben ein bestimmtes Bewusstsein von relativer Wirklichkeit, das unter der einen oder andern seiner Formen unaufhörlich in uns fortdauert, unter jeder Form solange, als die Bedingungen, die sie erzeugen, gegeben sind. Diese relative Wirklichkeit ist, da sie beständig in uns fortdauert, ebenso wirklich für uns, wie die absolute Wirklichkeit es sein würde, wenn sie unmittelbar erkannt werden könnte. Da das Denken nur in Beziehungen möglich ist, kann die relative Wirklichkeit als solche nur in Beziehung zu einer absoluten begriffen werden, und die zwischen beiden bestehnde Beziehung ist, weil sie in unserm Bewusstsein absolut fortdauert, in demselben Sinne wirklich, wie es die durch sie in Beziehung gebrachten Begriffe sind.

Aus dem Gesagten folgt, dass den wissenschaftlichen Grundbegriffen, als da sind Raum, Zeit, Stoff, Bewegung und Kraft, nur eine relative Wirklichkeit zukommt. Sie bilden sich aus fortdauernden Eindrücken, die das fortdauernde Erzeugnis einer fortdauernden unerkennbaren Ursache sind. In praktischer Beziehung haben sie deshalb dieselbe Bedeutung für uns, wie diese Ursache selbst, und

wir können mit ihnen genau so verfahren, als ob sie absolute Wirklichkeiten wären. In ihrer theoretischen Würdigung aber dürfen wir ihren relativen Charakter nie vergessen; sobald wir argumentieren, als ob ihnen absolute Wirklichkeit zukäme, sieht sich unsere Vernunft sofort zu widerstreitenden Behauptungen, sogenannten Antinomien, hingetrieben.

Raum und Zeit sind das Abstraktum von allen Beziehungen der Gleichzeitigkeit und der Folge. Materie ist ein Begriff von gleichzeitigen Lagen, die Widerstand leisten; der Begriff der Bewegung endlich ist der einer Anzahl von koexistierenden Stellungen, die aufeinander folgen. Alle diese Begriffe weisen auf einen Urgrund zurück; sie sind nämlich alle ableitbar aus Erfahrungen von Kraft. Diese selbst bilden einen unzerlegbaren Bewusstseinsinhalt, in den sich alle übrigen zerlegen lassen. Die Kraft aber, die seinen Inhalt bildet, ist nicht identisch mit dem Prinzip, das sich uns durch die Erscheinungen kundgiebt, und aus dem alle Dinge quellen; sie ist nur eine gewisse bedingte Wirkung der bedingungslosen Ursache. Sie ist eine relative Wirklichkeit, die auf eine sie unmittelbar erzeugende absolute Wirklichkeit hinweist.

29. Spencer geht dann im Verfolg seiner Aufgabe der Vereinheitlichung der Erkenntnis zur Erörterung einer Reihe ursprünglicher Wahrheiten über, die alle einen Charakter eigentümlicher Gewissheit besitzen, kurz gesagt physikalische Axiome sind.

Der Stoff ist unzerstörbar. Dieser Satz ist ein Fundament der Wissenschaft, die ohne seine Gültigkeit nicht möglich wäre. Obwohl ursprünglich infolge einer noch nicht genügend fortgeschrittenen Entwicklung des Geistes für einen Irrtum angesehn, giebt es für ihn doch eine höhere Bürgschaft als die der bewussten Induktion. Die Form unseres Denkens macht es uns unmöglich, Erfahrungen vom Uebergang des Stoffes in die Nichtexistenz

zu haben, da solche Erfahrungen die Erkenntnis einer Beziehung in sich schlössen, deren eines Glied im Bewusstsein nicht vorstellbar wäre. Die Unzerstörbarkeit des Stoffes ist im eigentlichen Sinn eine Wahrheit a priori. Zugleich erhellt aber, dass sie aus der noch tiefern Wahrheit der Unzerstörbarkeit der Kraft abgeleitet werden kann; denn unser Normalmassstab für den Stoff ist die Kraft.

Eine allgemeine apriorische Wahrheit derselben Art ist die, dass die Bewegung fortdauert. Sie gelangt in Ausdrücken der Kraft zu unserer Kenntnis. Die Kraft nämlich, auf die die Bewegung hinweist, lässt sich im Denken absolut nicht unterdrücken. Wir kommen damit zu dem Satz, dass die Kraft fortbesteht. Es ist dies in der That die einzige Wahrheit, die über alle Erfahrung hinausgeht, weil sie eben aller Erfahrung zu Grunde liegt; für sie kann es keinen induktiven Beweis geben. Die Kraft, deren Fortbestehn wir behaupten, ist nun nicht die Kraft, deren wir in unsern Muskelanstrengungen unmittelbar bewusst werden; diese besteht nicht fort. Sie ist vielmehr jene absolute Kraft, von der wir ein unbestimmtes Bewusstsein haben, als von einem notwendigen Korrelat der Kraft, die wir erkennen. Unter Fortbestehn der Kraft verstehn wir somit in Wirklichkeit das Fortbestehn einer Ursache, die unser Erkennen und Vorstellen übersteigt, oder mit andern Worten, wir behaupten damit eine bedingungslose Realität ohne Anfang und Ende.

Als Folgesätze der Beständigkeit der Kraft entwickelt Spencer dann noch folgende Sätze. Da keine Kraft aus Nichts entstehn noch in Nichts vergehn kann, so müssen auch die Beziehungen zwischen den Kräften fortbestehn. Ferner folgt, dass sich die eine Kraft in eine aequivalente Quantität der andern umformen lässt, und dass die Kräfte gleichwertig sind.

Wir sind weiter gezwungen, uns alle Dinge als aus einander anziehnden und abstossenden Teilchen zusammengesetzt zu denken. Und aus dieser durch die Form unseres

Denkens bedingten Annahme universell koexistierender Kräfte der Anziehung und Abstossung folgen gewisse Gesetze über die Richtung jeder Bewegung. Jede Bewegung erfolgt längs der Linie der stärkern Anziehung, des geringsten Widerstandes oder ihrer Resultante. Und endlich ist der Rhythmus ein notwendiges Merkmal aller Bewegung, das gleichzeitige Vorhandensein von entgegengesetzten Kräften allerorts vorausgesetzt.

Bilden nun die so gewonnenen Wahrheiten jene allgemeinste Synthese, die die Philosophie fordert? Geben sie eine Vorstellung vom Kosmos, von der Gesamtheit aller Offenbarungen des Unerkennbaren? Darauf antwortet Spencer mit Nein. Die erörterten Sätze sind zwar alle allgemeine Wahrheiten, die von allen konkreten Erscheinungen gelten. Aber weder sie noch irgend welche andern Wahrheiten gleicher Art können jene Einheitserkenntnis liefern, die die Philosophie sucht. Sie können nicht mehr sein als blosse Bausteine für sie; denn sie sind lauter analytische Wahrheiten, d. h. Wahrheiten, die man durch Zerlegen der Phaenomene in ihre Elemente gewonnen hat. Und keine analytischen Wahrheiten können zu jener Synthese des Denkens führen, die allein die Synthese der Dinge interpretieren kann. Wir haben in ihnen nur die Gesetze der einzelnen Faktoren und wir suchen das Gesetz des Zusammenwirkens dieser Faktoren. Wir suchen eine Formel, die das, was allen Teilerscheinungen des Weltprozesses gemeinsam ist, ausdrückt und die Frage beantwortet: Was ist das gemeinsame Element in der Geschichte aller konkreten Phaenomene?

Die Grundelemente aller konkreten Phaenomene sind aber Materie und Bewegung. Das gesuchte Gesetz muss daher — das folgt apriori — ein Gesetz sein, das die Formel giebt für die beständige Andersverteilung von Materie und Bewegung, die den Weltprozess ausmacht, in dem es keine absolute Ruhe und Dauer giebt, wie schon der alte Philosoph in seinem πάντα ῥεῖ richtig erkannt

hat. In der Geschichte jedes Seienden nun vom Augenblicke an, wo es aus dem Nichtwahrnehmbaren hervortritt, bis zu dem Augenblick, da es in es zurückkehrt, können wir zwei entgegengesetzte Prozesse unterscheiden. Es entsteht für uns dadurch, dass sich seine Bestandteile, die sich früher in einem zerstreuten Zustand befanden, zu einem Ganzen sammeln, indem die Materie konzentriert wird, und die einzelnen Teile ihre unabhängige Bewegung verlieren; und es vergeht dadurch, dass es sich wieder in seine Bestandteile auflöst, indem Bewegung aufgenommen und die Materie zerstreut wird. Hier haben wir das allgemeine Gesetz der Andersverteilung von Materie und Bewegung — sie ist überall entweder Integration oder Disintegration. Diese zwei entgegengesetzten Prozesse laufen immer nebeneinander her, und das Ergebnis ist je nach dem Vorwiegen des einen oder des andern ein Differenzialfortschritt entweder zur Integration oder zur Disintegration. Im ersten Fall spricht man von Entwicklung, unter der also immer zu verstehn ist: Integration von Materie und Abgabe von Bewegung, im zweiten von Auflösung, was immer bedeutet: Aufnahme von Bewegung und Disintegration von Materie.

30. Entwicklung ist nun zwar immer Integration der Materie und Zerstreuung von Bewegung; sie ist das aber selten allein. Sie ist gewöhnlich von sekundären Andersverteilungen von Materie und Bewegung begleitet. Besteht sie nur aus Integration von Materie und aus Zerstreuung von Bewegung, so nennen wir sie einfach; treten sekundäre Andersverteilungen hinzu, so nennen wir sie zusammengesetzt. Einfach ist die Entwicklung da, wo wie z. B. bei Krystallisationen der Prozess der Konzentration plötzlich vor sich geht; zusammengesetzt, wo wie in organischen Wesen der Prozess der Konzentration langsam und die zurückbehaltene Bewegung relativ gross sind und doch ein solcher Grad von Kohaesion existiert, dass sich die durch Einwirkung äusserer Kräfte hervorgerufenen

sekundären Abänderungen fixieren können. Nachdem Spencer so vorläufig diesen allgemeinen und unbestimmten Begriff der Entwicklung gewonnen hat, macht er sich daran, ihn auf dem Weg einer alle Seinsgebiete umfassenden Induktion näher zu bestimmen. Die erste dieser Bestimmungen, die den wesentlichen Charakterzug aller Entwicklung ausdrückt, lautet: Entwicklung ist ein Uebergehn aus einem zusammenhanglosern in einen mehr zusammenhängenden Zustand. Nach der Laplace-Kantschen Hypothese hat sich das Sonnensystem dadurch gebildet, dass ungeheure Nebelmassen sich zu festen Körpern verdichteten. Die Geschichte der Erde, wie die Struktur ihrer Kruste sie heute vor uns aufrollt, führt uns zurück zu einem geschmolzenen Zustand, aus dem sie sich konsolidierte, indem sie durch Erkältung Bewegung abgab. Jede Pflanze wächst, indem sie Elemente in sich verdichtet, die früher als Gase in zerstreutem Zustand existierten, und jedes Tier wächst, indem es Elemente in sich konzentriert, die früher in umgebenden Pflanzen oder Tieren zerstreut existierten. Das soziale Leben bietet überall Beispiele fortschreitender Integration. Die Familien integrieren sich zu Stämmen, diese zu Nationen, und die Nationen allmählich zu grossen Konföderationen mit Schiedgerichten und Kongressen. Dem gleichen Prozess der Integration begegnen wir in den Erzeugnissen des menschlichen Geistes, in Kunst, Sprache, Wissenschaft u. s. w.

Aber die Entwicklung besteht nur selten ausschliesslich aus diesem primären Prozess; sie ist meist zugleich ein Uebergang von einem mehr Gleichartigen zu einem weniger Gleichartigen. Während die Masse sich integriert, differenzieren sich ihre Teile. Das jetzige Sonnensystem ist viel ungleichartiger als die Nebelmasse, aus der es sich entwickelt hat. Die Erde war ursprünglich eine gleichartige glühnde Masse; jetzt bietet sie den Unterschied zwischen der erkalteten Kruste und dem glühnden Kern und auf der Kruste selbst alle die Un-

gleichartigkeiten der Hebungen und Senkungen, des Klimas, des Wassers und des Landes u. s. w. Der Organismus geht vom einfachsten Keim zur grössten Mannigfaltigkeit der Formen und Organe über, und die heutige Flora und Fauna sind, wie die Palaeontologie nachweist, viel mannigfaltiger und verwickelter als die der Urwelt. Das zuerst mehr homogene Menschengeschlecht teilt sich in heterogene Rassen und diese in Nationen. Im sozialen Leben fassen wir die hierher gehörenden Erscheinungen als Arbeitteilung zusammen, die mit der Entwicklung der Zivilisation immer weiter vorwärts schreitet. Nicht weniger charakterisiert dieser Uebergang aus der Homogeneität zur Heterogeneität die Entwicklung aller Erzeugnisse des menschlichen Geistes. Die Sprache als Ganzes hat immer weitere Redeteile und mehr Wörter hervorgebracht, und aus dem gleichen Sprachstamm entwickelt sich eine Mannigfaltigkeit von Sprachen. Schrift, Malerei und Skulptur haben sich erst allmählich von einander differenziert, und ebenso haben Poesie, Musik und Tanz eine gemeinsame Wurzel. Den gleichen Prozess einer Umformung von Gleichartigkeit zu Ungleichartigkeit weisen Litteratur, Wissenschaft, Architektur, Drama und Kleidung in allen ihren Stadien auf. Entwicklung ist also definierbar als ein Uebergang aus einer unzusammenhängenden Gleichartigkeit zu einer zusammenhängenden Ungleichartigkeit, der die Zerstreuung von Bewegung und die Integration von Materie begleitet.

Aber auch diese Begriffsbestimmung ist noch nicht erschöpfend. Denn sie schliesst nicht alles ein, was Entwicklung charakterisiert, und nicht alles aus, was nicht Entwicklung ist. Den Uebergang von Gleichartigkeit zu Ungleichartigkeit muss ein Uebergang vom Unbestimmten zum Bestimmten begleiten. Indem in einem sich entwickelnden Aggregat an die Stelle der Einfachheit Mannigfaltigkeit tritt, werden die Teile nicht nur unähnlicher, sondern zugleich auch schärfer gegen einander abgegrenzt. An Stelle der Verwirrung tritt überall

Ordnung. Man denke an die bestimmte Struktur des Sonnensystems. Die feste Erde ist in ihren Teilen bestimmter und beständiger als die feuerflüssige. In Pflanzen und Tieren scheiden sich die Organe immer bestimmter und schärfer von einander ab. Im wandernden Stamm von Wilden, der kein festes Heim und keine feste innere Organisation hat, sind die gegenseitigen Beziehungen der Teile viel weniger bestimmt als in der hochentwickelten Nation. Und das Gleiche gilt von allen hochentwickelten Erzeugnissen des Menschengeistes. Fügen wir nun noch hinzu, dass nicht nur die Materie, sondern auch die zurückbehaltene Bewegung die geschilderten Veränderungen durchläuft, so erhalten wir endlich als vollständige Formel des Entwicklungsgesetzes den Satz:

Entwicklung ist eine Integration von Materie, begleitet von einer Abgabe von Bewegung, während deren die Materie von einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit zu einer bestimmten, zusammenhängenden Ungleichartigkeit übergeht, und während deren die zurückbehaltene Bewegung eine parallele Umbildung erfährt.

31. Soweit ist dieses Gesetz nur das Ergebnis einer Reihe eingehnder Induktionen; hier taucht nun die Frage auf: lässt es sich auch deduktiv erreichen? Wissen wir nur, dass dies der Verlauf der einen bestimmten Kategorie aller Veränderungen ist, oder können wir feststellen, warum er dies ist? Können wir von der Ursache dieser Wirkungen nur sagen, dass sich uns eben das Unerkennbare in dieser Form kundgiebt? oder ist es möglich, diese Form der Kundgebung auf eine einfachere zurückzuführen? Können wir etwa, vom Fortbestehn der Kraft als einem gegebenen obersten Prinzip ausgehnd, zeigen, dass der Verlauf dieser einen Art von Umformung in allen möglichen Arten des Seins kein anderer sein kann als der

beschriebene? Spencer bejaht diese Frage. Er sucht zu zeigen, dass drei universelle Gesetze, die selbst aus dem nicht beweisbaren Axiom vom Fortbestehn der Kraft abgeleitet werden können, den Entwicklungsprozess notwendig zu dem machen, was er ist.

Das erste dieser Gesetze ist das Gesetz von der Unbeständigkeit des Gleichartigen. Es besagt, dass die gleichartige Masse, von der die Entwicklung immer ausgeht, ungleichartiger werden muss, weil ihre einzelnen Teile den einfallenden Kräften notwendig auf ungleiche Weise ausgesetzt sind und deshalb notwendig von ihnen verschieden modifiziert werden. Das Gleichgewicht, in dem sich irgend ein homogenes Aggregat befindet, ist immer labil, d. h. wird immer durch das Hinzutreten irgend einer neuen, wenn auch noch so kleinen Kraft über den Haufen geworfen. In einem absolut stabilen Gleichgewicht könnte nur eine Homogeneität verharren, die aus Kraftmittelpunkten von absolut gleichem Wirkungsvermögen und von absolut gleichförmiger Verteilung im unbegrenzten Raum bestünde. Diese Voraussetzung lässt sich aber in Gedanken gar nicht wiedergeben, weil eben unbegrenzter Raum nicht vorstellbar ist. Alle endlichen Formen des Gleichartigen aber, alle Formen, die wir erkennen und begreifen können, müssen unvermeidlich in Ungleichförmigkeit übergehn. Das wird auf dreifache Weise durch das Fortbestehn der Kraft notwendig gemacht. Einmal muss jede Einheit eines gleichartigen Ganzen durch die Gesamtwirkung der übrigen anders beeinflusst werden als jede andere. Zweitens muss irgend eine von aussen einwirkende Kraft, selbst wenn sie in Stärke und Richtung durchaus gleichförmig wäre, schon deshalb die einzelnen Einheiten verschieden beeinflussen, weil schon die Kraft, die das Aggregat auf jede seiner Einheiten ausübt, auch nicht in zwei Fällen in Stärke und Richtung durchaus gleichförmig ist. Und jede einwirkende äussere Kraft muss drittens schon deshalb in einem gleichartigen Aggregat verschiedene Wirkungen her-

vorrufen, weil dessen einzelne Teile in Bezug auf sie verschiedene Lagen haben und deshalb unmöglich von ihr gleich stark und in gleicher Richtung getroffen werden können.

Eine zweite der Zeit nach sekundäre, aber sehr wichtige Ursache der zunehmenden Ungleichartigkeit ist „die Vervielfältigung der Wirkungen“. Die Wirkung ist immer komplizierter als die Ursache. Eine Kraft, die auf ein bereits heterogenes Aggregat einwirkt, beeinflusst seine verschiedenen Teile verschieden und wird nach dem Axiom, dass Wirkung und Gegenwirkung gleich sind, von ihnen verschieden beeinflusst. Die Kraft selbst differenziert sich, wird heterogener und wirkt wie ein Bündel unähnlicher Kräfte, die dann ihrerseits wieder immer zahlreichere und unähnlichere Reaktionen erleiden. Je heterogener das Aggregat ist, desto mannigfaltiger sind die Wirkungen, die eine auf es wirkende, einfache Ursache hervorruft.

Warum entsteht aber nicht eine chaotische Ungleichartigkeit statt der geordneten Ungleichartigkeit? Was ist die Ursache der lokalen Integration, die überall die lokale Differenzierung begleitet, jener allmählich sich vervollkommnenden Sonderung gleicher Einheiten zu einer Gruppe, die sich deutlich von den benachbarten Gruppen abhebt? Um das zu erklären, muss als dritte Ursache das Gesetz von der Aussonderung des Gleichartigen herangezogen werden. Ein und dieselbe Kraft wirkt in gleicher Weise auf das, was einander ähnlich ist, in ungleicher Weise auf das, was einander unähnlich ist; sie wird daher in Einheiten, die einander ähnlich sind, ähnliche Bewegungen hervorrufen, und in Einheiten, die einander unähnlich sind, unähnliche; und das Ergebnis wird Ausscheidung und Gruppierung sein. Spencer weist das Wirken dieser drei Folgesätze vom Fortbestehn der Kraft auch in einer umfassenden Induktion als überall auf dem Kosmos zu Tage tretend nach.

32. Nun drängt sich natürlich die Frage auf: Wird dieser Prozess der Entwicklung ins Unendliche fortdauern, oder lässt sich ihm eine bestimmte Grenze setzen? Die Antwort ist: die Entwicklung führt überall notwendig zu einem Gleichgewichtszustand. Diesen Schluss drängen uns sowohl die Beobachtung der konkreten Entwicklungsprozesse als eine abstrakte Erwägung der Frage auf. Wir haben gesehn, dass alle Entwicklung von einer Zerstreuung von Bewegung begleitet ist; daraus folgt, dass schliesslich ein Zustand folgen muss, in dem keine Bewegung mehr abgegeben werden kann, und die Entwicklung innehalten muss. Der Stillstand tritt ein, wenn sich die Kräfte, denen alle Teile eines Aggregates ausgesetzt sind, und die Kräfte, die sie selbst ihnen entgegensetzen, ausgeglichen haben. Auf dem Weg zum absoluten Gleichgewicht durchläuft ein Aggregat oft den Zustand eines beweglichen Gleichgewichts, wobei das Ganze zur Ruhe gekommen ist, während die innere Bewegung seiner Teile so fortdauert, dass ihre Schwingungen sich gegenseitig aufheben. Aber jedes solche bewegliche Gleichgewicht hat eine Tendenz, zum absoluten Gleichgewicht überzugehn; denn das Wirken der äussern Kräfte hört nie ganz auf. Ein gutes Beispiel eines beweglichen Gleichgewichts bietet das Sonnensystem, in dem jede Bewegung durch eine Bewegung entgegengesetzter Natur aufgewogen wird. Aber auch dieses beinahe vollkommene System eines beweglichen Gleichgewichts muss schliesslich in absolutes Gleichgewicht übergehn: die Bewegung der Planeten wird abnehmen, und allmählich werden alle die kleineren Klumpen sich wieder zu einer ungeheuren Masse ansammeln. Auch für die Menschheit wird ein Zustand kommen, in dem zwischen den innern Kräften, die wir Gefühle nennen, und den äussern Kräften, auf die sie reagieren, völliges Gleichgewicht hergestellt ist. Die menschliche Natur wird sich dann zur völligen Harmonie mit ihrer natürlichen und sozialen Umgebung durchgearbeitet haben, und ein

Zustand höchster Vollkommenheit und grössten Glückes wird erreicht sein.

33. Wenn nun ein sich entwickelndes Aggregat diesen Gleichgewichtszustand erreicht hat, in dem seine Teile keiner andern Neuanordnung mehr fähig sind, dann beginnt notwendig der umgekehrte Prozess der Auflösung. Das folgt aus dem fortgesetzten Wirken der äussern Kräfte; denn ist das Gleichgewicht erreicht, so ist ja keine Kraft mehr übrig, um diesen äussern Kräften Widerstand zu leisten. Die Auflösung, die, wie wir sahen, aus einem Aufnehmen von Bewegung und einem Zerstreuen von Materie besteht, ist ein gleich universeller Prozess wie der der Entwicklung. Die Erscheinungen der Astronomie, der Geologie und der Chemie nicht weniger, als die Geschichte der menschlichen Gesellschaft sowie der einzelnen Individuen zeigen, wie die Entwicklung, wenn sie auf ihrem höchsten Punkt angelangt ist, immer in Auflösung übergeht.

Und nun kommt die Schlussfrage: Müssen wir uns demnach als das Ende aller Dinge einen grenzenlosen Raum denken, der hie und da von erloschenen Sonnen bevölkert ist, die in ewiger Unbeweglichkeit erstarrt sind? Wird die Entwicklung als Ganzes mit universellem Tod endigen? Oder werden Entwicklung und Auflösung auch in der Totalität der Dinge ewig abwechseln? Auf eine solche rein spekulative Frage ist natürlich keine positive, sondern nur eine rein spekulative Antwort möglich, und sie geht dahin, dass eine Weiterverfolgung unserer Deduktionen uns den Schluss nahe legt, dass auf einen allgemeinen Tod neues allgemeines Leben folgen wird. Aus dem Grundsatz vom Fortbestehn der Kraft folgt, dass die Bewegung nie aufhören kann. Die Bewegung, deren Zerstreuung zum relativen Gleichgewicht geführt hat, ist ja nicht verschwunden, sondern nur umgestaltet, und der Gedanke drängt sich auf, dass die universelle Koexistenz von anziehnden und abstossenden Kräften, die in allen

einzelnen Veränderungen einen Rhythmus erzeugt, auch einen Rhythmus in der Totalität der Veränderungen notwendig macht. Dieser Rhythmus würde bestehn aus unendlichen Perioden, in denen die anziehnden Kräfte überwiegen und universelle Konzentration erzeugen, und in gleich unendlichen Perioden, während deren die abstossenden Kräfte vorwiegen und universelle Zerstreuung hervorrufen: mit andern Worten aus abwechselnden Perioden der Entwicklung und Auflösung. Und damit taucht das Bild einer Vergangenheit vor uns auf, während deren successive Entwicklungen analog der jetzt vor sich gehnden stattfanden, und einer Zukunft, während deren successive andere derartige Entwicklungen stattfinden mögen, Entwicklungen, die immer dieselben sind im Prinzip, aber nie dieselben in ihren konkreten Resultaten.

Diese spekulative Betrachtung führt uns dazu, in der sichtbaren Welt nicht länger etwas Isoliertes zu sehn. Wir können ihr keinen Anfang und kein Ende zuschreiben. Sie ist nur eine Episode in dem ewigen Drama des Weltprozesses, in dem die unendliche Kraft, deren Offenbarung das Universum ist, sich unendlich bethätigt.

34. Spencer hält es für geraten, zum Schluss dieses interessanten Werkes, das wir in grossen Zügen an uns vorüberziehn liessen, noch einmal an die Wahrheit zu erinnern, von der er ausgegangen ist, an die Wahrheit, dass das Absolute ein Unerkennbares ist, und dass es daher für uns auch keine absolute, sondern nur eine relative Notwendigkeit, eine Notwendigkeit für unsere Gedanken geben kann. Er betont den relativen Charakter seiner Philosophie, um dem Missverständnis vorzubeugen, als ob seine Lehre ein dogmatischer Materialismus sei. Er hat, wie wir sehn, versucht, alle Erscheinungen in Ausdrücken von Kraft, Stoff und Bewegung wiederzugeben, und das giebt seiner Philosophie eine für den oberflächlichen Leser verblüffende Aehnlichkeit mit dem Materialismus. Aber

auch nur für den oberflächlichen Leser. Wer nur einigermassen in den Geist seiner Philosophie eingedrungen ist, muss diese Auffassung sofort als Missverständnis erkennen und zwar als ein Missverständnis, das eigentlich schon seine eingehnde Lehre vom Unerkennbaren hätte unmöglich machen sollen. Denn für den Materialismus giebt es eben kein solches Unerkennbares! Spencer ist Monist; er erklärt ausdrücklich, die sich überall in der Welt offenbarende Macht, die wir als materielle Kraft unterscheiden, sei dieselbe Kraft, die in uns selbst unter der Form des Bewusstseins aufquillt. Materie und Geist sind ihm nur zwei Erscheinungsformen ein und derselben unerkennbaren Macht. Er lehnt aber einen spiritualistischen Monismus ebenso entschieden ab, wie einen materialistischen. Denn das „Unerkennbare“ lässt sich ebensowenig in Ausdrücken des menschlichen Bewusstseins wiedergeben, als dieses in Ausdrücken der Pflanzenfunktionen darstellbar ist. Und wenn wir mit den spiritualistischen Monisten kühn sagen „Natur ist Geist“, so behaupten wir eben über die unerkennbare Ursache der Dinge alles zu wissen, während Spencer fest überzeugt ist, dass er nichts von ihr weiss. Spencer erklärt den ganzen lauten Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus für einen blossen Wortstreit. Beide wollen erkennen, was niemand erkennen kann. Wir können die Welt je nach unserm Ausgangspunkt in spiritualistischen oder in materialistischen Ausdrücken interpretieren. Das bleibt sich gleich; wir haben es doch in beiden Fällen nur mit Symbolen zu thun und nicht mit der unerkennbaren Realität, die beiden zu Grunde liegt. „Die tiefsten Wahrheiten, sagt Spencer, drücken nur die umfassendsten Gleichförmigkeiten in unserer Erfahrung von den Beziehungen zwischen Materie, Bewegung und Kraft aus, und Materie, Bewegung und Kraft sind nur Symbole der unbekannten Realität. Eine Macht, deren Natur uns immer unbegreiflich bleibt, und die wir weder in der Zeit noch im Raum begrenzt denken

können, wirkt in uns gewisse Wirkungen. Diese Wirkungen haben gewisse Aehnlichkeiten unter sich, von denen wir die allgemeinsten unter den Namen Materie, Bewegung und Kraft zusammenfassen, und zwischen diesen Wirkungen bestehn gewisse Aehnlichkeiten der Verknüpfung, von denen wir die beständigsten als Gesetze von höchster Gewissheit zusammenfassen. Die Analyse führt diese verschiedenen Arten von Wirkungen auf eine Art Wirkung und diese verschiedenen Arten von Gleichförmigkeit auf eine Art Gleichförmigkeit zurück. Und das höchste Ziel der Wissenschaft ist es, alle Arten von Erscheinungen auszulegen als verschieden bedingte Manifestationen dieser einen Art Wirkung unter verschieden bedingten Moden dieser einen Art Gleichförmigkeit. Wenn die Wissenschaft das aber gethan hat, hat sie nur unsere Erfahrungen systematisiert, in keiner Weise jedoch die Grenzen unserer Erfahrung ausgedehnt. Wir können so wenig wie vorher sagen, ob diese Gleichförmigkeiten ebenso absolut notwendig sind, als sie für unser Denken relativ notwendig sind. Das Aeusserste, was für uns möglich ist, ist eine Interpretation des Weltprozesses, wie er sich unserm beschränkten Bewusstsein darstellt. Wie sich aber dieser Prozess zum wirklichen Prozess verhält, können wir nicht begreifen und noch viel weniger wissen... Die Interpretation aller Phaenomene in Ausdrücken von Materie, Bewegung und Kraft ist nur eine Zurückführung unserer verwickeltsten Denksymbole auf die einfachsten Symbole: wenn aber die Gleichung auf ihre einfachsten Ausdrücke gebracht ist, bleiben die Symbole doch immer Symbole."

Drittes Kapitel.

Biologie und Psychologie.

Die Prinzipien der Biologie.

35. Gegenstand der „allgemeinen Philosophie", die wir im vorangehnden Kapitel dargestellt haben, sind jene allgemeinsten Generalisationen selbst, in denen die speziellen Phaenomene aller konkreten Wissenschaften ihre Auslegung finden; wo die besondern Wahrheiten der einzelnen Wissenschaften herangezogen werden, sollten sie nur jene allgemeinsten Wahrheiten erläutern und beweisen. In der „speziellen Philosophie", zu der wir uns nun wenden, liegt die Sache umgekehrt. Hier sind die allgemeinsten Wahrheiten nicht länger Gegenstand, sondern Werkzeug der Forschung. Sie werden nun als bewiesen vorausgesetzt und dazu benutzt, die besondern Wahrheiten der Biologie, der Psychologie, der Soziologie und der Ethik zu erläutern. Ist das vorangehnde Kapitel eine leidlich erschöpfende Zusammenfassung der „ersten Prinzipien", so verbietet in den folgenden Kapiteln die Natur des Stoffes eine gleiche Behandlungsweise. Die Phaenomene der genannten Wissenschaften sind zu zahlreich und mannigfaltig, als dass wir Spencer auf allen seinen Versuchen, sie im Licht des Entwicklungsgesetzes auszulegen, folgen könnten. Wir wollen seinen Weg nur in allgemeinen Umrissen andeuten und dann bei speziellen Fragen, die für seine Weltanschauung von besonderer Wichtigkeit sind, etwas länger verweilen.

Die spezielle Philosophie sollte in logischer Reihenfolge beginnen mit der Anwendung der ersten Prinzipien auf die Auslegung der unorganischen Natur. Wir

haben bereits gehört, warum Spencer diesen grossen Abschnitt übersprang und sich direkt der Auslegung der organischen Natur zuwandte.

Die zwei Bände der „Prinzipien der Biologie“ erschienen im Jahr 1867; sie wollen „die allgemeinen Wahrheiten der Biologie“ so darstellen, dass sie das Gesetz der Entwicklung illustrieren und zugleich durch es erklärt werden; sie wollen diese Wahrheiten auf die allgemeinen Gesetze, die für alle Phaenomene gelten, zurückführen und überall die Lebensprozesse in mechanischen Ausdrücken wiedergeben.

Biologie ist die Lehre vom Leben, und die erste Frage, die sie zu beantworten hat, lautet: Was ist Leben? Spencer hatte Leben schon zu Anfang der fünfziger Jahre im Anschluss an Schelling und Coleridge als „Koordination von Handlungen“ definiert. Er arbeitet diese Definition nun genauer aus, indem er auf eine wichtige Eigentümlichkeit der Lebenserscheinungen, die er früher übersehn hatte, Nachdruck legt. Das Lebendige unterscheidet sich von dem Toten dadurch, dass es auf Veränderungen in der Umgebung deutlich und bestimmt reagiert. Dies berücksichtigend, lautet seine Definition des Lebens nun: „Leben ist die bestimmte Kombination heterogener Veränderungen, sowohl gleichzeitiger wie successiver, in Uebereinstimmung mit äussern Gleichzeitigkeiten und Folgen“ oder kürzer: „Leben ist die beständige Anpassung innrer an äussere Beziehungen“. In dieser Definition liegt zugleich ein Massstab für den Entwicklungsgrad des Lebens, wie Spencer eingehnd nachweist. Das Leben ist um so höher entwickelt, je inniger die Uebereinstimmung zwischen den innern und äussern Beziehungen ist. Es wird einerseits immer vielseitiger und dauernder und entspricht auf der andern Seite immer zahlreichern und verwickeltern äussern Beziehungen. Das vollkommenste Leben wäre natürlich das, worin zwischen äussern und innern Beziehungen vollkommene Uebereinstimmung herrschte. Spencer hat übrigens in dem Kapitel „The Dynamic Element in Life“,

das der 1899 erschienenen Ausgabe der Biologie neu beigegeben ist, beschränkend hinzugefügt, dass diese Definition zwar die normalen Lebensäusserungen deckt, dagegen nicht eine Reihe anormaler, und dass sie in Wirklichkeit nur eine Definition der Aeusserungen oder Phaenomene des Lebens ist, während das, was sich äussert, das Leben als Prinzip dieser Aktivitäten unbekannt und unerkennbar ist.

Nachdem Spencer so den Gegenstand der Biologie definiert hat, geht er daran, die bereits feststehnden biologischen Generalisationen auf jene allgemeinen Gesetze zurückzuführen, die für alle Veränderungen der Materie und Bewegung gelten. Wo ihm das gelingt, hat er in empirisch gewonnenen Wahrheiten den Charakter der Notwendigkeit nachgewiesen. Er erörtert so im einzelnen die Phaenomene der Struktur, des Zellenlebens und der Zellenvermehrung, des Wachstums, der individuellen Entwicklung, der Funktionen, der Kräfteausgabe und des Kräfteersatzes, der Anpassung, der Individualität, der Erzeugung, der Vererbung, der Variierung, der Klassifikation und der Verteilung.

Wir können hier Spencer nicht ins Einzelne folgen und wollen nur andeuten, dass er in den grossen Abschnitten über morphologische und physiologische Entwicklung eine schon von Goethe geahnte Wahrheit im einzelnen begründet. Er zeigt, wie die organischen Formen auf mechanischem Weg erklärbar sind als das notwendige Ergebnis der Wechselwirkung zwischen den Individuen und der Aussenwelt. Die biologische Entwicklung beginnt mit einem seiner Natur nach äusserst unbeständigen, homogenen Protoplasma; und Heterogeneität oder Vielförmigkeit kommt dadurch zu stande, dass organische wie unorganische Massen ihre verschiedenen Teile notwendig der Art wie Stärke nach verschiedenen Kräften ausgesetzt haben. Morphologische wie physiologische Verschiedenheit ist die direkte Folge der Verschiedenheit in der Einwirkung äusserer Kräfte.

36. Näher eingehn möchte ich auf Spencers Stellung zu dem Problem, das für uns und wohl für alle Zeiten aufs engste mit dem Namen Darwins verknüpft ist — ich meine das Problem der Entstehung der Arten. Keine Frage der Biologie ist von grösserm praktischen Interesse, und keine muss, je nachdem sie beantwortet wird, die ganze Lebensanschauung und Lebenshaltung tiefer beeinflussen. Die Frage giebt zugleich die Möglichkeit, Spencers Verhältnis zu Darwin ins rechte Licht zu setzen. Man hat Spencer gerade in dieser Beziehung sehr viel Unrecht gethan. Man hat die Sache so dargestellt, als ob er nur ein Schüler Darwins sei — selbst ein Taine konnte sagen, Spencers Verdienst bestehe darin, Darwins Prinzipien auf die Phaenomene der Natur und des Geistes auszudehnen — als ob es ohne Darwins „Abstammung der Arten“ nie eine „synthetische Philosophie“ gegeben hätte. Das ist natürlich grundfalsch. Mit Darwins grosser Entdeckung, dem Prinzip der natürlichen Zuchtwahl, hat Spencer eine weite Lücke in seiner Philosophie ausgefüllt; in ihren Grundzügen wäre sie aber dieselbe, wenn die Welt auch nie von Darwin gehört hätte.

Spencer hat, wie wir bereits im zweiten Kapitel kurz andeuteten, schon sieben Jahre vor dem Erscheinen „der Abstammung der Arten“ in einem Aufsatz betitelt, „The Development Hypothesis“, entschieden zu dem dort behandelten Problem Stellung genommen. Sehn wir uns den Inhalt dieses interessanten Schriftchens nun etwas näher an.

Es stellt mit gewandter Dialektik die zwei einzig möglichen Theorien, die Schöpfungs- und die Entwicklungstheorie einander gegenüber. Wenn die Verteidiger der Schöpfungstheorie behaupten, dass wir in unserer Erfahrung kein solches Phaenomen wie Verwandlung der Arten kennen, und dass deshalb die Annahme, sie finde statt, unphilosophisch sei, so entgegnet ihnen Spencer: abgesehn davon, dass diese Behauptung anfechtbar scheint,

lehrt unsere ganze Erfahrung uns auch nicht so etwas kennen wie Schöpfung einer Art. Wenn wir nun bedenken, dass es auf Erden ungefähr zehn Millionen Arten gegeben hat, so muss man doch fragen, ob es wahrscheinlicher ist, dass zehn Millionen verschiedener Schöpfungsakte sie hervorgebracht haben, oder dass sie ihren Ursprung einer natürlichen Entwicklung verdanken. Man könne den Prozess dieser Schöpfung auf keine Weise in Gedanken vollziehn, ohne in Absurditäten zu geraten; er sei undenkbar, seine Anhänger glauben nur, dass sie glauben. Ganz anders stehe es mit der Entwicklungstheorie. Nicht nur lasse sie sich leicht als möglich begreifen; es sprechen auch viele Thatsachen für ihre Wirklichkeit. Dass Arten abändern, zeigt uns vor allem ein Blick auf die Kulturpflanzen, die Haustiere und die verschiedenen Menschenrassen. Hier zeigen nachweisbare Abkömmlinge derselben Stammeseltern oft grössere Unterschiede als die, auf die sonst Arten gegründet werden. Für Abänderung spreche weiter die Schwierigkeit, zwischen Varietät, Art und Gattung eine feste Grenze zu ziehn. Auf sie deute die Thatsache der täglichen Aenderungen in uns selbst, die durch gewohnheitmässige Ausübung oder Vernachlässigung bestimmter Funktionen hervorgerufen werden. Auch die Embryologie zieht Spencer als Bundesgenossen heran und er weist auf das Prinzip einer allgemeinen Stufenfolge in der Natur hin. Alle diese Momente hat später auch Darwin als Beweise für die Entwicklung der Arten angeführt. Wie kam sie nun zu stande?

Spencer glaubt in dem Wechsel der äussern Umstände die genügende Ursache für diese Abänderungen gefunden zu haben. Wenn Arten unter andere Lebensbedingungen gebracht werden, sehn wir sogleich gewisse Strukturveränderungen auftreten, die sie den neuen Bedingungen anpassen. Eine solche Veränderung der Lebensbedingungen ist aber beständig geschaffen worden durch die astronomischen, geologischen und meteoro-

logischen Prozesse, deren Einfluss zwar nur langsam war, dafür aber auch Millionen Jahre ununterbrochen fortdauerte.

37. Dieser Essay zeigt uns also Spencer schon vollkommen von der Richtigkeit der Entwicklungstheorie überzeugt; aber er kam zu dieser Ueberzeugung mehr auf indirektem Weg. Sein Hauptbeweismittel ist die Absurdität und Undenkbarkeit der entgegengesetzten Hypothese. Ihrer Widerlegung, der Aufdeckung ihrer Schwächen ist beinahe der ganze Aufsatz gewidmet, und von dem wirklichen Vorgang der Entwicklung giebt er nur eine unbestimmte Skizze: er deutet nur allgemein an, dass er die Ursache der Entwicklung in dem Einwirken veränderter, äusserer Umstände findet.

Die Organismen haben sich entwickelt; das steht für uns bereits fest. Wie lässt sich nun diese Entwicklung näher charakterisieren? Worin besteht ihr Wesen? Das versucht Spencer in dem früher kurz erwähnten Aufsatz: „Progress, its Law and Cause“, der im April 1857 erschien — man beachte die Jahreszahl! — an der Hand einer Parallele deutlich zu machen. Werfen wir nämlich einen Blick auf die Entwicklung eines individuellen Organismus, so stellt sich uns hier der Fortschritt, den der Organismus vom Keim bis zur vollen Ausbildung durchläuft, dar als eine Entwicklung aus einer Gleichartigkeit zu einer Ungleichartigkeit der Struktur. Das nämliche Gesetz gilt für das Leben im allgemeinen, für die Gesamtheit seiner Offenbarungen. Auch das Gesamtleben entwickelt sich aus etwas Einfacherem zu etwas immer Verwickelterem. Die heutigen Tiere und Pflanzen sind ungleichartiger als die Flora und Fauna der Vergangenheit. Wir finden z. B. als die ersten Wirbeltiere die Fische; sie sind die homogensten Glieder der Vertebraten. Dann kommen Reptilien, Vögel und Säugetiere. Der grössern Ungleichartigkeit ihrer Struktur entspricht

die spätere Zeit ihres jeweiligen Auftretens. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei den Säugetieren im speziellen. Ihr niedrigster Typus — der der Beuteltiere — ist der älteste; der jüngste, der Mensch, das am höchsten entwickelte Wesen.

Scheint dagegen nicht die Mangelhaftigkeit der palaeontologischen Urkunden zu sprechen, die uns nur wenige Anhaltspunkte liefern, um einen solchen Entwicklungsgang zu rekonstruieren? Spencer hat zur Widerlegung eines sich darauf stützenden Einwandes die Argumente Darwins bereits vorausgenommen. Zwei Drittel der Erde sind von Wasser bedeckt, ein grosser Teil des Landes ist den Geologen unzugänglich oder noch nicht begangen; auch die bekanntesten Gegenden sind noch nicht gründlich genug erforscht. Die niedern organischen Formen sind sehr vergänglicher Natur, ebenso die sedimentären Schichten, in denen sie lagern. Vor allem kennen wir die frühsten organischen Formen nicht; denn die Schichten, die sie bergen müssten, haben durch die Thätigkeit des Feuers am allermeisten gelitten. Freilich, muss man zugeben, nur wenige Kapitel der biologischen Geschichte der Erde sind uns erhalten. Aber erwägt man alle diese feindlichen Umstände, rücken sie dann nicht in ein ganz anderes, bedeutungsvolleres Licht? Doch wohl, und es wird sich kaum bestreiten lassen, dass sie, alle Thatsachen zusammengenommen, zum wenigsten beweisen, dass die heterogeneren Organismen sich jedenfalls erst in spätern geologischen Perioden entwickelt haben.

1852 hatte Spencer ganz im allgemeinen als Ursache für diese Abänderungen den Wechsel der äussern Umstände angeführt. Hier nun geht er auf das Wesen dieses Wechsels näher ein und enthüllt ein zweites Gesetz von universeller Bedeutung, das dessen Wirkungen ins Unermessliche steigert. Es ist das im vorigen Kapitel näher erläuterte Gesetz von der Vervielfältigung der Wirkungen, das besagt, dass jede wirkende Kraft mehr als eine Ver-

änderung, jede Ursache mehr als eine Wirkung hervorbringt. Wie dieses Gesetz in der organischen Natur wirkt, erläutert Spencer an einem konkreten Beispiel. Stellen wir uns einmal vor, wie mannigfaltige Wirkungen auf Fauna und Flora ein einziges Ereignis wie eine Erdhebung hätte, die die Inseln des ostindischen Archipels untereinander und mit Australien zu einem Festland zusammenschmölze. Wo früher Sumpf und Wasser war, wäre jetzt Land; viele Sumpfpflanzen gingen unter, Tiere, die ausschliesslich von ihnen lebten, folgten ihnen. Die Witterung und Temperatur änderten sich; wo früher ähnliche geographische Verhältnisse herrschten, wären jetzt verschiedene, und eine Art, die früher überall denselben Verhältnissen ausgesetzt war, stünde jetzt in ihren Teilen unter den verschiedensten Lebensbedingungen. Durch Meere von einander getrennte Floren und Faunen stossen nun aufeinander. Pflanzenfressende Tiere sehn sich vielleicht plötzlich von Raubtieren verfolgt. Sie müssen andere Gewohnheiten annehmen, um sich zu verteidigen oder zu entfliehen. Solch neue Gewohnheiten, wenn sie herrschend werden, ändern ihrerseits die Struktur u. s. w.

Das Ergebnis wäre: statt tausend ursprünglicher Arten gäbe es verschiedene tausend Arten oder Varietäten, die sich abgeändert und den veränderten Umständen angepasst hätten. Allerdings wären nicht alle dieser verschiedenen Varietäten, die die neuen physikalischen Bedingungen und die neuen Lebensgewohnheiten hervorgebracht haben, auch notwendig höher entwickelt.

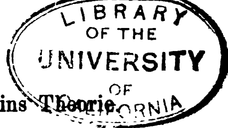
Wo die Lebensbedingungen einfacher würden, könnte sogar ein Rückschritt stattfinden, und in vielen Fällen bliebe der Grad der Heterogeneität derselbe. Wo aber äussere Umstände aufträten, die eine entwickeltere Erfahrung gäben und entwickeltere Handlungen verlangten, da würden sich auch allmählich differenziertere Organe bilden und höher entwickelte Wesen entstehn.

In zweierlei Beziehung finden wir in diesem Essay

einen Fortschritt gegen 1852. Das wirkliche Stattfinden des Entwicklungsprozesses wird hier gegen den gefährlichsten Einwand, der erhoben werden kann, aufs geschickteste verteidigt. Darwin hat Spencers Argumenten hier nichts hinzuzufügen gehabt. Ferner gewinnt der Faktor der äussern Umstände ein detaillierteres, lebendigeres Aussehn. Wir erkennen, wie ursprünglich wenige äussere Veränderungen mit Notwendigkeit immer grössere Komplikationen in den äussern Umständen hervorrufen.

38. Wie lässt es sich nun denken, dass die Organismen im stande sind, sich diesen immer komplizierteren äussern Umständen anzupassen? Welche innere Beschaffenheit der Organismen ermöglicht die Herstellung eines neuen Gleichgewichts zwischen innern und äussern Faktoren?

Darauf antwortet Spencer in einem zweiten Essay, betitelt „The Ultimate Laws of Physiology", der im gleichen Jahre, also auch zwei Jahre vor dem Erscheinen „der Abstammung der Arten" veröffentlicht wurde. Denken wir uns irgend eine gleichartige Masse von äussern Kräften beeinflusst, wird sie dann ihre Gleichartigkeit bewahren können? Offenbar nicht. Denn da ihre einzelnen gleichartigen Teile vermöge ihrer verschiedenen Stellung zu den äussern Kräften diesen in verschiedener Weise ausgesetzt sind, so werden sie von ihnen auch verschieden beeinflusst werden, und die Gleichartigkeit der ganzen Masse verschwindet. Dies trifft nun natürlich auch für eine hypothetisch völlig gleichartige organische Masse zu. Die organische Materie besitzt aber nicht nur diese normale Unbeständigkeit eines gleichartigen Aggregates, sondern auch die Einheiten, aus denen sie besteht, sind besonders durch ihre Unbeständigkeit charakterisiert. Die gegenseitigen Affinitätkräfte der wesentlichen organischen Elemente sind sehr schwach; sie sind daher ausserordentlich empfindlich für Hitze,



Licht, Elektrizität und die chemischen Wirkungen fremder Elemente, d. h. sie lassen sich besonders leicht durch einwirkende Kräfte modifizieren.

Wenn also so das stabile Gleichgewicht der ursprünglich homogenen organischen Materie dadurch zerstört wird, dass ihre verschiedenen Einheiten den umgebenden Einflüssen in ungleicher Weise ausgesetzt sind, so folgt daraus, dass sich die so verschieden beeinflussten Einheiten entweder auflösen werden, oder dass ihre Natur Modifikationen erleiden muss, die sie in stand setzen, in den veränderten Umständen zu leben. Solche funktionelle Anpassungen werden dann auf die Nachkommen vererbt und, wenn diese denselben Lebensbedingungen ausgesetzt bleiben, allmählich gesteigert, und so entstehn langsam immer differenziertere organische Typen.

39. Soweit war Spencer vor Darwins Auftreten gekommen. Dass sich alle heutigen Lebensformen allmählich auf natürlichem Weg aus frühern einfachern und einfachsten Lebensformen entwickelt haben, stand ihm völlig fest, und auch auf das Wie dieses Entwicklungsprozesses hatte er bereits helles Licht geworfen. Seine Kausalerklärung war nicht falsch, aber sie war unzureichend: sie übersah einen, und vielleicht gerade den wichtigsten, Faktor. Immer das Individuum als solches und nicht die Spezies als Ganzes im Auge behaltend, weiss sie wohl zu erklären, wie sich die Organismen allmählichen und langdauernden Veränderungen der Aussenwelt anpassen können. Wie soll aber diese Anpassung vor sich gehn bei einer verhältnismässig raschen, unvermittelten Veränderung der äussern Umstände? Indem sie das Hauptgewicht auf die eigene Thätigkeit, das spontane Entgegenwirken der Organismen auf veränderte äussere Reize legt, hat sie einen Faktor, der in der Entwicklung bereits höherstehnder organischer Wesen eine grosse Rolle spielt, klargelegt. Was ersetzt ihn aber bei den niedern und niedersten Organismen, wo von einem

eigentlichen spontanen, willensartigen Entgegenwirken nicht die Rede sein kann, wo das ganze Leben den Charakter des rein Reflexmässigen trägt? Sie beweist wohl, dass die ursprünglichen organischen Wesen sich verändern mussten. Aber es fehlt ihr noch ein erklärendes Prinzip dafür, dass diese Veränderung zugleich eine Höherentwicklung sein musste. Zu alledem bedurfte es noch des Prinzipes, das aufgewiesen zu haben Darwins unsterbliches Verdienst ist. Dass Leben oder Sterben die Lebensfähigkeit oder -Unfähigkeit der betreffenden Wesen beweise, das war eine einleuchtende Thatsache. Und dass eben dieses Ueberleben des Lebensfähigen und das Ausgemerztwerden des Lebensunfähigen dafür sorgen, dass eine Art fortwährend ihren Lebensbedingungen angepasst bleibt, das war Spencer nicht entgangen. Er verstand wohl jene einfachste und allgemeinste Wirkungsweise der natürlichen Zuchtwahl, die darin besteht, dass sie das Gleichgewicht zwischen der Konstitution einer Spezies und ihrer Umgebung aufrecht erhält. Dass aber die natürliche Zuchtwahl eine Art nicht nur auf der Höhe ihrer Entwicklung hält, sondern, indem sie an das Auftreten spontaner Variationen anknüpft, auch neue Stufen der Entwicklung erzeugen kann und muss, das hat erst Darwin gezeigt.

Spencer hat dieses grosse Verdienst Darwins sofort richtig gewürdigt. „Darwin, sagt er, verdanken wir die Entdeckung, dass die natürliche Zuchtwahl fähig ist, die Anpassung zwischen den Organismen und ihren Lebensbedingungen zu verursachen, und ihm gebührt ebenso das Verdienst, die ungeheuer wichtigen Folgen, die sich daraus ergeben, richtig gewürdigt zu haben. Er hat eine ungeheure Menge von Thatsachen zu einem gewaltigen Bau von Beweisen dafür zusammengefügt, dass diese Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein die stets wirksame Ursache der Verschiedenheit organischer Formen ist. Er hat die verwickelten Ergebnisse des Prozesses mit bewundernswertem Scharfblick verfolgt. Er hat gezeigt, wie

ganze Massen anderweitig unerklärbarer Thatsachen auf diesem Weg ihre vollständige Erklärung finden. Kurz er hat gezeigt, dass die Ursache, die er annimmt, eine wahre Ursache ist, dass sie eine Ursache ist, die wir täglich in Wirksamkeit sehn, und dass, was aus ihr folgt, in Uebereinstimmung steht mit den Erscheinungen, die die organische Schöpfung als Ganzes sowohl wie in ihren Einzelheiten uns darbietet."

40. So warm Spencer aber sofort die Bedeutung der Darwinschen Lehre würdigte, so willig er zugab, dass sie allein eine Reihe sonst unerklärbarer Thatsachen erkläre, so entschieden warnte er von Anfang an gegen die Neigung, nun alles und jedes der natürlichen Zuchtwahl zuzuschreiben und die andern Faktoren, die bei der Entstehung der Arten mitwirken, ganz ausser acht zu lassen.

Das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl versagt nach Spencer vor allem in Fällen, wo wie bei einem Hirschgeweih, dem Kopf eines Büffels, dem Hals einer Giraffe u. s. w. eine harmonische Abänderung der verschiedenen zu einer physiologischen Leistung zusammenwirkenden Teile angenommen werden muss. Die zusammenwirkenden Teile müssen offenbar gleichzeitig variieren, da ein nur teilweises Variieren positiv schädlich wäre. So muss einem stärkern Muskel ein stärkerer Knochen entsprechen, der seiner Zusammenziehung Widerstand leisten kann, ebenso stärkere antagonistische Muskeln und Bänder, die die betreffenden Gelenke sichern. Er bedarf grösserer Blutgefässe, die ihm Nahrung zuführen, eines stärkern Nerven, der ihm den Reiz übermittelt, und endlich irgend einer stärkern Entwicklung im Zentralnervensystem, die die Erzeugung dieses stärkern Reizes möglich macht. Kann man nun ein gleichzeitiges spontanes Variieren aller dieser annehmen, ohne den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit Hohn zu sprechen? Und doch muss es stattgefunden haben, wenn eine Erklärung durch „natürliche Zuchtwahl"

möglich sein soll. Spencer meint, solche und ähnliche Erscheinungen liessen sich ungezwungen auf anderm Weg erklären. Man habe nur im Auge zu behalten, dass veränderte Funktionen eine veränderte Struktur erzeugen — man denke an die Wirkungen eines erhöhten Gebrauchs oder fortgesetzten Nichtgebrauchs von Organen — und dass diese funktionell erzeugten Abänderungen der Struktur sich vererben, nicht etwa in dem Sinne, dass sich jede im Individuum funktionell hervorgerufene Abänderung nun sogleich und vollständig in seinen Nachkommen zeige, wohl aber so, dass in diesen dieselbe funktionelle Thätigkeit leichter eine entsprechende strukturelle Aenderung hervorrufe, und dass sich, wenn dieser Prozess für eine Reihe von Generationen fortdaure, seine Wirkungen anhäufen, bis sich zuletzt die strukturellen Modifikationen in den Jungen zeigen, bevor die Funktion, die sie ins Leben gerufen, in Thätigkeit getreten ist.

Eine noch allgemeinere und prinzipiellere Beschränkung der natürlichen Zuchtwahl als eines Erklärungsprinzipes bedeutet es, wenn Spencer erklärt, sie könne da nur eine untergeordnete Rolle spielen, wo das Leben schon so verwickelt geworden sei, dass das Fortkommen nicht mehr durch eine beträchtliche Begabung mit einer einzigen Thätigkeit gesichert werden könne, sondern wo zahlreiche Thätigkeiten zusammenwirken müssen. Hier sei nicht mehr, wie im Leben der niedern Organismen, eine einzige Funktion von alles überragender Wichtigkeit, sondern viele Funktionen wirkten zur Erhaltung des Lebens zusammen und könnten ihre Mängel gegenseitig ausgleichen. Ein Glied der Art ragt vielleicht durch besondere Schnelligkeit hervor; dieser Vorzug giebt ihm aber keinen solchen Vorsprung vor andern, dass dadurch sein Ueberleben auf Kosten der andern gesichert würde. Sie mögen, was ihnen an Schnelligkeit abgeht, durch grössere Kraft, schärfere Sinne oder andere lebenerhaltende Eigenschaften ersetzen. In solchen Fällen kann die natürliche Zuchtwahl besondere Vorzugeigen-

schaften nicht weiter ausbilden; denn die geschlechtliche Vermischung mit andern, gerade in diesem Punkte weniger ausgezeichneten Mitgliedern der Art, die aber dank andern Eigenschaften doch überleben, wird die in Frage stehnde Vorzugeigenschaft in den Nachkommen eher wieder schwächer auftreten lassen. Auch hier ist der direkten Anpassung durch Funktionsveränderung der Haupteinfluss zuzuschreiben.

41. In ihrer reifsten Form in den Prinzipien der Biologie trägt die Theorie, die sich Spencer von der Entstehung der Arten gebildet hat, etwa folgende Form:

Leben ist die fortwährende Anpassung innerer Beziehungen an äussere Beziehungen. Die Entwicklung muss also das Produkt zweier Faktoren sein, äusserer und innerer. Blieben die äussern Beziehungen ewig gleich und ohne Veränderung, dann läge auch keine Ursache vor, dass sich die ihnen einmal angepassten innern Beziehungen veränderten. Nun zeigt uns aber die Geschichte der Erde ein fortwährendes Stattfinden astronomischer, geologischer und meteorologischer Veränderungen. Alle diese Erscheinungen werden immer komplizierter und kombinieren sich in immer verwickeltern Weisen. Diese unorganischen Faktoren bilden eine endlose Reihe modifizierender Ursachen, denen die Organismen durch alle Zeit hindurch ausgesetzt sind. Ein weiterer äusserer Faktor sind die organischen Kräfte, die in der Umgebung jeder Art thätig sind. Tiere und Pflanzen stehn in einem so verwickelten Gewebe von Beziehungen zu einander, dass jede Modifikation, die eine Art erleidet, in einem gewissen Grade die Lebensbedingungen aller andern abändert.

Diesen äussern Faktoren müssen innere entsprechen. Wäre die organische Materie nicht im stande, ihre innern Beziehungen entsprechend einer Veränderung in den äussern zu ändern, so müssten die Umwandlungen in der Einwirkung der äussern Kräfte schliesslich ihren Untergang

herbeiführen. Hier zeigt nun ein Blick auf die Struktur der organischen Materie, "dass sie aus so unbeständigen Molekülen zusammengesetzt ist, dass der geringste Wechsel in ihren Bedingungen ihr Gleichgewicht zerstört und sie veranlasst, eine veränderte Struktur anzunehmen. Diese Zusammensetzung befähigt sie auch, die dauernden Andersverteilungen von Stoff und Bewegung in ihrer Umgebung durch dauernde Andersverteilungen von Stoff und Bewegung in der Struktur zu beantworten.

Wie stellt sich das Zusammenwirken dieser verschiedenen Faktoren dar? Wie findet diese Anpassung der innern an die veränderten äussern Beziehungen statt? Hier sind direkte und indirekte Ausgleichung zu unterscheiden. Wenn die Veränderungen so beschaffen sind, dass sie dauernd oder häufig auf die einzelnen Individuen einwirken, so erfolgen funktionelle Abänderungen in den Organismen, bis ein neues Gleichgewicht der Funktionen und eine Anpassung der Struktur hergestellt ist. Wir haben dann eine direkte Ausgleichung. Eine Voraussetzung für diese Wiederausgleichungen in aufeinanderfolgenden Generationen ist natürlich, dass die neue äussere Einwirkung die Organismen nicht tötet oder schwer beschädigt.

Bei der indirekten Ausgleichung dagegen ist die Wiederanpassung das Ergebnis der Wirkungen, die auf die Art als Ganzes ausgeübt werden. Das Ueberleben der Passendsten, die in aufeinanderfolgenden Generationen stattfindende Erhaltung derer, die in ihrem Wesen den neuen Erfordernissen am besten genügen, erzeugt hier schliesslich eine genügende Anpassung. Diese indirekte Ausgleichung überwog im Anfang des Entwicklungsprozesses. Die niedern Organismen haben nur in geringem Grade die Fähigkeit, ihre Funktionen veränderten äussern Umständen direkt anzupassen, und in ihrem Leben ist gewöhnlich eine einzige Funktion von so alle andern überragender Wichtigkeit, dass an sie die natürliche Zuchtwahl leicht anknüpfen kann. Später tritt die direkte

Ausgleichung immer mehr in den Vordergrund. Die Organismen erlangen immer mehr das Vermögen, direkt auf Veränderungen in der Umgebung zu reagieren. Und je zahlreicher die höhern Fähigkeiten werden, und je mehr die Zahl der Organe zunimmt, die zu einer gegebnen Funktion zusammenwirken, desto unwirksamer wird das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl, das schliesslich bei den Menschen nur noch die negative Wirkung hat, dass es die Allzuschwachen und Kranken ausmerzt.

Von Darwin weicht Spencer also in seiner ausgearbeiteten Descendenztheorie nur darin ab, dass er dem Lamarckschen Faktor eine grössere Bedeutung beilegt, als jener unter dem überwältigenden Eindruck seiner genialen neuen Hypothese zu thun geneigt war.

Während er so mit dieser Nuance an der sozusagen orthodoxen Darwinschen Descendenztheorie festhielt, haben sich unter den jüngern Biologen, die zwar alle die biologische Entwicklung als Thatsache anerkennen, bezüglich ihrer Ursachen zwei einander entgegengesetzte, extreme Richtungen herausgebildet. Die eine erkennt in der Vererbung funktionell hervorgebrachter Strukturänderungen den einzigen Faktor dieser Entwicklung, während die andere umgekehrt alles durch natürliche Zuchtwahl erklären will. Gegen beide Theorien und besonders gegen die zweite, die wichtigere, der die grosse Autorität des Prof. Weismann viele Anhänger geworben hat, wendet sich Spencer mit aller Energie. Die ganze Frage läuft schliesslich auf ein bestimmtes Problem der Vererbungstheorie hinaus — nämlich auf die überaus folgenschwere Frage: sind funktionell erworbene Abänderungen der Struktur d. h. erworbene Eigenschaften vererblich oder nicht. Prof. Weismann hat diese Frage, vornämlich weil sie seiner bekannten Vererbungstheorie widerspricht, aufs entschiedenste verneint, und Spencer, dem ihre Verneinung die ganze Möglichkeit biologischer Entwicklung in Frage zu stellen scheint, und der auf

ihre Bejahung die wichtigsten psychologischen, ethischen und soziologischen Folgerungen stützt, hat sie eben so positiv bejaht. Um diesen Punkt drehn sich seine drei gegen Weismann gerichteten Essays, sowie in der Neuausgabe der Biologie ein Teil des neuen Kapitels „Recent Criticisms and Hypotheses", in dem er besonders auch Professor Weismanns Theorie der negativen Auslese, genannt „Panmixie", wie mir scheint, erfolgreich bekämpft. Ich kann hier auf diese interessante Kontroverse nicht näher eingehn, glaube aber bemerken zu dürfen, dass die neuesten Beobachtungen entschieden mehr für Spencers Auffassung sprechen, als für die Weismanns; wie denn auch Prof. Virchow in seiner jüngsten „Huxley-Lecture" die Vererblichkeit erworbener Eigenschaften oder Zustände als feste Thatsache hingestellt hat.

Spencer teilt auch durchaus die weitere Virchowsche Ansicht, dass viele Probleme der Vererbung noch nicht gelöst sind. Ja er geht weiter. Er zeigt in dem Kapitel „Genesis, Heredity and Variation — Concluded" (Biologie 1899) nach meiner Ansicht mit überzeugender Kraft, wie in der Erklärung einer Reihe der Thatsachen der Vererbung alle bisher aufgestellten Vererbungstheorien, die Darwinsche „Pangenesistheorie", die Weismannsche Theorie der „Kontinuität des Keimplasmas", nicht weniger als seine eigene Theorie der „physiologischen Einheiten" unrettbar zusammenbrechen. Er kommt zu dem Schluss: „Wir müssen einfach zugeben, dass der wirkliche organisierende Prozess das Begreifen übersteigt. Es genügt nicht, zu sagen: wir kennen ihn nicht; wir müssen sagen: wir können ihn nicht einmal begreifen." Und, meint er, das ist auch gar nicht erstaunlich; schon die gewöhnlichen Manifestationen des dynamischen Elements im Leben sind im letzten Grunde unbegreiflich, wie viel mehr muss das von jener erstaunlichen Manifestation gelten, die wir in der Erzeugung und Entfaltung eines neuen Organismus vor uns haben. „Wir können nicht mehr thun, als einen

symbolischen Ausdruck für den Prozess finden, um dadurch in stand gesetzt zu werden, seine Erscheinungen in der bequemsten Weise zu generalisieren." So geht es ja auf allen Gebieten der Wissenschaft: ihre Grundbegriffe sind immer nur „Symbole und nicht Erkenntnisse der Wirklichkeit". Ueberall führt die Forschung zuletzt auf unlösbare Rätsel und gerade der wahre Mann der Wissenschaft sieht ihre Unlösbarkeit am besten ein. Auch in der Theorie der organischen Entwicklung ist Spencers letztes Wort eine Mahnung zur Bescheidenheit. Die organische Entwicklung ist ihm zwar eine unumstössliche Thatsache, aber er erkennt bereitwillig an, dass noch viele ihrer Probleme ungelöst und vielleicht unlösbar sind. Er führt einige an und schliesst dann: „Wir sehn also, dass noch viel zu einem völligen Verstehn des Prozesses der organischen Entwicklung fehlt. Wir können nur vermuten, dass, wie die Menschen viele Rätselfragen erfunden haben, die unauflösbar scheinen, bis die Lösung gegeben wird, und manche Zauberkunststücke, die unmöglich erscheinen, bis die Art der Ausführung gezeigt wird, es so auch hier scheinbar unbegreifliche Resultate giebt, die doch durch natürliche Prozesse herbeigeführt sind. Oder sonst müssen wir schliessen: da das Leben selbst in seiner innersten Natur unbegreiflich ist, steckt wahrscheinlich auch in seinem innersten Wirken ein unbegreifliches Element."

Demütige Bescheidenheit in der Anerkennung der wirklichen Schranken unseres Erkennens ist für die Spencersche Denkweise ebenso charakteristisch, wie unerschrockenster Fragemut auf dem Gebiet des Erkennbaren.

Die Prinzipien der Psychologie.

42. Die Psychologie zerfällt für Spencer in zwei scharf getrennte Teile, in subjektive und objektive Psychologie. Unter subjektiver Psychologie versteht er, was man sonst im allgemeinen mit dem Wort Psychologie meint — näm-

lich die auf innere Beobachtung gegründete Lehre von den Bewusstseinserscheinungen, ihren Eigentümlichkeiten und Beziehungen. Ihr Gegenstand — das Bewusstsein selbst — und ihre Methode — die innere Beobachtung — machen sie zu einer einzig dastehnden Wissenschaft, die von allen andern Wissenschaften unabhängig ist und zu allen andern im Gegensatz steht. Sie verhält sich in der That zu ihnen wie das Subjekt zum Objekt. Anders die objektive Psychologie; sie betrachtet die psychischen Erscheinungen nicht an sich, sondern wie sie in den Handlungen von Tieren und Menschen zum Ausdruck kommen. Sie fasst sie auf als Unterabteilung der Lebensäusserungen im allgemeinen und tritt damit in enge Beziehung zur Biologie, mit der sie auch die Methode der äussern Beobachtung gemeinsam hat. Die Biologie hat das Leben als ein Anpassen des Innern an das Aeussere definiert; als ihre Unterabteilung studiert die objektive Psychologie die geistigen Erscheinungen als Funktionen, durch die dieses Anpassen des Innern an das Aeussere bewirkt wird.

Spencer beginnt die objektive Psychologie mit einer ausführlichen Darstellung dessen, was uns die Biologie über den Bau und die Funktionen des Nervensystems lehrt, und knüpft daran unter dem Titel „Induktionen der Psychologie“ eine Uebersicht über die Wahrheiten, die bezüglich psychischer Phaenomene bereits auf empirischem Weg festgestellt worden sind. Das Nervensystem ist ihm das Mittelglied, das ermöglicht, die psychologischen Erscheinungen als Teil jener beständigen Andersverteilung von Materie und Bewegung zu betrachten, die den Entwicklungsprozess ausmacht; denn psychologische Phaenomene und Nerventhätigkeit sind ihm nur die innere und die äussere Seite einer und derselben Veränderung. Es ist unmöglich, das direkt zu beweisen. Die Hypothese stimmt aber mit allen Thatsachen der innern und äussern Beobachtung überein, und das genügt.

Die Substanz des Geistes, wenn wir darunter das ver-

stehn, was unter allen Veränderungen des Bewusstseins fortdauert, und dessen Modifikationen alle diese Veränderungen sind, ist ihrem innersten Wesen nach für die Psychologie ebenso unerforschlich, wie die Natur der Materie für die Chemie. Wie der Chemiker aber darnach strebt, alle Formen der Materie durch Umformung und Kombination weniger unauflöslicher Elemente zu erklären, so sucht der Psychologe die letzten Elemente, aus deren Kombinationen das Bewusstseinsleben sich aufbaut. Spencer stellt die Hypothese auf, dass es ein psychologisches Grundatom, eine Bewusstseinseinheit gebe, die, aufs verschiedenartigste kombiniert, alle Bewusstseinserscheinungen bilde; und er denkt sie sich als das subjektive Aequivalent dessen, was objektiv eine Nervenerschütterung ist. Er stützt diese Hypothese auf bekannte Untersuchungen des Professor Helmholtz. Wenn dieser nachgewiesen habe, dass die verschiedenen Empfindungen, die Töne heissen, aus einer gemeinsamen Einheit aufgebaut sind, so liege der Schluss sehr nahe, dass sich auch alle übrigen Empfindungen aus eben solchen ursprünglichen Gefühlseinheiten zusammensetzen, und dass in grösserer Einfachheit oder Kompliziertheit der Zusammensetzung die Quelle aller Verschiedenheiten der geistigen Phaenomene liege.

Ich übergehe, was Spencer in den Induktionen der Psychologie über die thatsächlich beobachtete Zusammensetzung des Geistes, über die Relativität der Gefühle, ihre Wiederbelebbarkeit, ihre Associabilität u. s. w. sagt. Er fasst hier nur Wahrheiten zusammen, die die englische Associationspsychologie längst festgestellt hat; bemerkenswert ist dabei allerdings, wie geschickt er überall die Uebereinstimmung nachzuweisen versteht, die zwischen diesen empirisch festgestellten Gesetzen und dem Aufbau sowie den Funktionen des Nervensystems besteht.

43. Den interessantesten Teil der objektiven Psychologie bildet die Entwicklungsgeschichte des geistigen Lebens.

Wir sahen, dass das Leben aus einer „beständigen Anpassung innerer Beziehungen an äussere besteht“. Da nun, objektiv betrachtet, die geistigen Erscheinungen nur ein Teil der allgemeinen Lebenserscheinungen sind, so wird, objektiv betrachtet, die Entwicklung des Geistes nichts anders sein als die Entwicklung dieser Anpassungen. Spencer zeigt ausführlich, wie diese Anpassungen, die in den niedrigsten Organismen nur gering an Zahl, nur ganz einfach und direkt sind, mit jedem höhern Ausbildungsgrad der Lebewesen immer zahlreicher, ungleichartiger, verwickelter und bestimmter werden und sich über immer weitere Gebiete im Raum und in der Zeit erstrecken. In den Organismen der niedrigsten Art, wie dem Hefepilz und den Gregarinen, besteht das Leben fast durchweg aus wenigen gleichförmigen und gleichzeitigen Prozessen, die den gleichzeitigen und gleichförmigen Prozessen in ihrer Umgebung angepasst sind. Die Anpassung ist hier direkt und gleichartig. Sie erreicht schon einen höhern Grad, wenn wir zu den Zoophyten kommen, die wenigstens auf gewisse allgemeine Veränderungen in ihrer Umgebung durch bestimmte innere Veränderungen reagieren können. Die Anpassung dehnt sich dann mit der Entwicklung der Sinnesorgane immer weiter im Raum aus. Die Entwicklung des Auges und des Ohres ermöglichen es, auf äussere Beziehungen zu reagieren, ohne dass direkte Berührung notwendig ist. Und schliesslich schreitet die Entwicklung so weit vor, dass innere Beziehungen sogar solchen äussern Beziehungen angepasst werden können, die für direkte Wahrnehmung viel zu weit entfernt sind. Die Brieftaube findet den Weg nach Hause, auch wenn man sie hunderte von Meilen wegführt. Ein Schiff, vom Kompass und dem Chronometer geleitet, bringt dem Kaufmann in London Nachrichten, auf Grund deren er sein Verhalten den Vorgängen bei den Antipoden anpassen kann u. s. w. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit der Zeit. Tiere und Wilde pflegen ihr Verhalten nur kurzen Zeiträumen anzu-

passen, während mit steigender Zivilisation immer längere Zeiträume in Berechnung gezogen werden. Die Zusammenhänge dehnen sich aber nicht nur in der Zeit und im Raum aus, sie werden zugleich immer spezialisierter, immer allgemeiner und verwickelter, wobei aber wohl zu beachten ist, dass diese verschiedenen Richtungen, in denen sich der Fortschritt in der Herstellung solcher Zusammenhänge, mit andern Worten die Entwicklung des Intellekts kundgiebt, nur ebenso viele verschiedene Ansichten eines und desselben Prozesses sind.

Es gilt nun diesen fortschreitenden Zusammenhang zwischen innern und äussern Vorgängen in den Ausdrücken zu erklären, die gewöhnlich gebraucht werden, wenn man von geistigen Erscheinungen spricht. Das geschieht in der „speziellen Synthese“. Diese Ausdrücke, als da sind Instinkt, Wahrnehmung, Vorstellung, Gedächtnis, Vernunft, Wille u. s. w. können für eine evolutionäre Psychologie offenbar nur mehr oder weniger oberflächliche Klassifikationen geistiger Erscheinungen darstellen. Denn die Intelligenz hat nach ihr nirgends scharfgeschiedene Abstufungen oder von einander unabhängige Vermögen. Sie ist ihrem Wesen nach immer eine Anpassung innerer an äussere Beziehungen, und wie in der Höherentwicklung dieser Anpassungen die äussern Beziehungen in unmerklichen Graden an Zahl, Kompliziertheit und Ungleichartigkeit zunehmen, so lassen sich auch keine bestimmten Grenzlinien zwischen den verschiedenen Graden der Intelligenz ziehn, die jene Ausdrücke bezeichnen.

Wir haben bisher die psychischen Thätigkeiten ganz allgemein als Lebensthätigkeiten aufgefasst, die Frage ist nun, was unterscheidet sie von den übrigen Lebensthätigkeiten, die Gegenstand der Biologie sind? Was charakterisiert die Intelligenz? Die Antwort lautet: die psychischen Thätigkeiten differenzieren sich im Lauf ihrer Höherentwicklung immer schärfer von den rein physiologischen Lebensthätigkeiten dadurch, dass sie immer mehr einen

reihenartigen Charakter annehmen. Diese reihenförmige Anordnung ist nie ganz vollkommen, nähert sich aber in den höchsten Verstandesprozessen, wie etwa dem bewussten Schliessen, der Vollständigkeit. Den Hauptgegenstand der Psychologie bildet also eine Aufeinanderfolge von Veränderungen, und ihre Aufgabe muss sein, das Gesetz dieser Aufeinanderfolge zu bestimmen. Dieses Gesetz findet Spencer in dem Satz: „Die Lebhaftigkeit der Tendenz, die das Antecedens irgend einer psychischen Veränderung besitzt, von seinem Consequens gefolgt zu werden, ist stets proportional der Dauerhaftigkeit der Verbindung zwischen den von ihnen symbolisierten äussern Dingen“; woraus sich dann sogleich die wichtige allgemeine Wahrheit ergiebt, „dass Beziehungen, die in der Aussenwelt absolut sind, auch in uns absolut erscheinen, dass Beziehungen, die in der Aussenwelt wahrscheinlich sind, in uns ebenfalls wahrscheinlich sind, dass endlich Beziehungen, die in der Aussenwelt ganz zufällig vorkommen, auch in uns zufällig oder willkürlich erscheinen.“ Dieses letzte Gesetz giebt das Gesetz der Intelligenz in abstracto, das Gesetz, das die Intelligenz mehr und mehr zu erfüllen vermag, je höher sie sich entwickelt; und das vorher genannte Gesetz giebt das Mittel, durch das sie sich dieser Erfüllung mehr und mehr nähert — es heisst „Erfahrung“. „Die innern Zusammenhänge passen sich den äussern Dauerverhältnissen an durch angehäufte Erfahrung solcher äussern Dauerverhältnisse“, wobei wir aber unter Erfahrung nicht bloss die individuelle Erfahrung, sondern auch die von unsern Vorfahren gemachten, auf uns vererbten und in uns organisierten Erfahrungen zu verstehn haben. Spencer geht dann auf die einzelnen Phasen der Ausbildung der Intelligenz, wie sie die Ausdrücke Reflexthätigkeit, Instinkt, Gedächtnis, Vernunft, Gefühle und Wille bezeichnen, näher ein. Diese Kategorien bezeichnen alle nichts anderes als „ebensoviele mehr oder weniger besondere Erscheinungsformen des Zusammenhangs zwischen innern und äussern Vorgängen,

der sich immer umfassender und vollkommener ausgestaltet durch stets mannigfaltigere und ausgedehntere Erfahrungen von solchen äussern Vorgängen.“

44. Die Reflexthätigkeit ist die niedrigste Form psychischen Lebens und ist noch eng verwandt mit den rein physiologischen Lebensäusserungen. Es können deshalb mehrere Reflexthätigkeiten gleichzeitig vorsichgehn, und sie sind von keinem Bewusstsein begleitet. Wenn die Reflexthätigkeit zusammengesetzter wird, geht sie in den Instinkt über. Während bei der Reflexthätigkeit auf einen einzelnen Eindruck eine einzelne Zusammenziehung oder bei höher entwickelten Formen eine Kombination von Zusammenziehungen folgt, charakterisiert den Instinkt eine Kombination von Eindrücken, auf die eine Kombination von Zusammenziehungen folgt. Der Instinkt ist, wie die Intelligenz überhaupt, ein Geschöpf der Erfahrung, aber nicht der individuellen, sondern der Gattungserfahrung. Je häufiger psychische Zustände in bestimmter Reihenfolge auftreten, desto lebhafter wird ihre Tendenz in dieser Reihenfolge zusammenhängen, bis sie schliesslich untrennbar werden — auf einen bestimmten Eindruck folgt immer eine bestimmte Bewegung. Nehmen wir nun an, dass diese Tendenz sich vererbt, so dass, wenn die Erfahrungen dieselben bleiben, jede folgende Generation der nächsten eine etwas gesteigerte Tendenz überliefert, so können wir verstehn, wie sich allmählich ein automatischer Zusammenhang von Nerventhätigkeiten bilden kann, der den fortwährend erfahrenen äussern Beziehungen genau entsprechen muss. Der automatische Charakter des Instinkts wird immer ausgebildeter, je häufiger und konstanter die Erfahrungen sind, auf die er sich gründet. Je komplizierter deshalb ein Instinkt wird, desto mehr muss er seinen automatischen Charakter verlieren. Denn ein komplizierter Instinkt entspricht Erscheinungen, die weniger häufig und mehr kompliziert sind, und von denen daher die Erfahrungen nie so

zahlreich sein können wie die Erfahrungen von einfachen Erscheinungen. Wenn die Aufeinanderfolge der psychischen Zustände infolge der Kompliziertheit ihres Zusammenhangs unvollkommen automatisch wird, tritt das Gedächtnis ins Dasein. Das Gedächtnis kann wieder in den Instinkt übergehn, wenn jene Zusammenhänge zwischen den psychischen Zuständen, die wir im Gedächtnis bilden, durch fortwährende Wiederholung automatisch werden. Wie das Gedächtnis, so geht auch die Vernunft aus dem Instinkt hervor. Zwischen beiden lässt sich keine bestimmte Grenze ziehn. Das ursprüngliche Schliessen ist ganz instinktiv. Wenn zwei Phaenomene in der Erfahrung mit einander verknüpft waren, und eines tritt später wieder auf, so erwarten wir unwillkürlich das Auftreten des zweiten. Wir schliessen zuerst immer vom Einzelnen aufs Einzelne, und der Uebergang zu den höheren Schlussarten ist ein ganz allmählicher, wie die Beobachtung der geistigen Entwicklung eines Kindes sofort zeigt. Auf der andern Seite gehn auch Vernunftschlüsse durch beständige Wiederholung in instinktmässige Schlüsse und organische Intuitionen über.

45. Auch die Gefühle und der Wille gehn ganz allmählich aus den niedern Formen der psychischen Thätigkeit hervor und ganz auf demselben Weg, der zum Gedächtnis und zur Vernunft führt. Die Gefühle begleiten überall die Erkenntnisakte, und sie entstehn wie diese, wo das Handeln aufhört, völlig automatisch vor sich zu gehn. Auch der Wille kommt eben da zur Erscheinung, wo eine automatische Thätigkeit wegen zunehmender Kompliziertheit unmöglich wird. Die unwillkürliche Handlung unterscheidet sich von der willkürlichen dadurch, dass sie ohne vorhergehndes Bewusstsein der auszuführenden Handlung vor sich geht. Wenn die psychischen Veränderungen, die Eindruck und Handlung begleiten, komplizierter werden, wird der Zusammenhang zwischen beiden gelockert. Die Thätigkeit folgt der Aufnahme des Eindrucks nicht sofort; die ent-

sprechenden motorischen Veränderungen tauchen nur auf, werden aber am Uebergang in unmittelbare Thätigkeit durch den Gegensatz zu gewissen andern gleichfalls auftauchenden motorischen Veränderungen gehindert, die einem naheverwandten Eindruck entsprechen. Es tritt damit ein Widerstreit zwischen zwei Gruppen ideal-motorischer Veränderungen ein, die beide darnach streben, real zu werden, und von denen zuletzt eine real wird. Auf der andern Seite gehn willkürliche Handlungen durch häufige Wiederholung wieder in automatische über. Eine Freiheit des Willens, wenn man darunter versteht, dass jeder nach Belieben wollen oder nicht wollen kann, giebt es nicht. Alle Thätigkeiten jeder Art sind durch die psychischen Zusammenhänge bestimmt, die die Erfahrung erzeugt hat, und zwar die individuelle Erfahrung plus der in der Konstitution von den Vorfahren ererbten Erfahrung. Der Wille ist nichts anderes als das im Augenblick vorherrschende Gefühl.

Spencer schliesst die objektive Psychologie mit einem Kapitel, betitelt „Physische Synthese", worin er die geistige Entwicklung anknüpft an die Entwicklung im allgemeinen, betrachtet als physikalischen Prozess. Was sich subjektiv als Bewusstseinserscheinungen darstellt, besteht objektiv aus Nervenveränderungen. Und die Entwicklung des Nervensystems lässt sich erklären in Ausdrücken der Andersverteilung von Stoff und Bewegung und zwar durch Heranziehung von zwei Gesetzen, die aus dem Fortbestehn der Kraft folgen. Sie lauten: „Die Bewegung folgt stets der Linie der stärksten Anziehung oder des geringsten Widerstandes oder der Resultante aus beiden", und „eine entlang einer bestimmten Linie einmal hervorgerufene Bewegung wird stets wieder zur Ursache einer spätern Bewegung entlang dieser Linie".

46. Haben die Synthesen der objektiven Psychologie das Wachstum des Geistes dargestellt, wie er sich allmählich vom physischen Leben lostrennt und sich dann

durch beständige Uebergänge, aber seinem Wesen nach immer gleich, zu der wunderbar hohen Stufe entwickelt, die er bei den höchsten Wesen erreicht, so beginnt andererseits die Analyse der subjektiven Psychologie mit den höchsten Erscheinungen der Intelligenz und löst sie schrittweise in immer einfachere und einfachste Elemente auf, bis schliesslich in allen Erscheinungen des geistigen Lebens eine „Einheit der Zusammensetzung“ nachgewiesen ist, und damit die subjektive Psychologie das Ergebnis bestätigt hat, zu dem die objektive gelangt ist. Spencer zeigt, wie sich die verwickelten Vorgänge des bewussten Schliessens — das die höchste Verstandesthätigkeit bildet — in Intuitionen der Gleichheit und Ungleichheit zwischen mehr oder weniger verwickelten Gliedern auflösen lassen, und wie wir überall wieder auf solche Intuitionen der Gleichheit und Ungleichheit stossen, wenn wir vom Schliessen zum Erkennen, zum Klassifizieren, ja zum einfachen Wahrnehmen herabsteigen. Ohne sie ist Leben überhaupt unmöglich; auch die allerniedrigsten Lebewesen müssen ein Vermögen besitzen, durch das Eindrücke als solche von dieser oder jener Art unterschieden werden. Sie müssen im stande sein, je nach der Natur des einwirkenden Reizes so oder so zu handeln, und dazu bedarf es der Fähigkeit, Unterschiede und Aehnlichkeiten abzuschätzen. Sie wird allerdings ganz automatisch wirken, und es braucht dabei nicht entfernt zu Etwas zu kommen, das dem ähnlich wäre, was wir als Bewusstsein von äussern Unterschieden und Aehnlichkeiten kennen. „Offenbar herrscht aber durchweg und überall dasselbe Gesetz. Gehn wir selbst dem höchsten Schliessen bis auf den Grund, so zeigt sich, dass es ein und dasselbe ist, wie alle niedrigern Formen des menschlichen Denkens, ja ein und dasselbe mit dem Instinkt und der Reflexthätigkeit selbst in ihren einfachsten Formen. Der universelle Vorgang der Verstandesthätigkeit ist die Assimilation von Eindrücken. Und die Unterschiede, die in den aufsteigenden Stufen des Verstandes hervortreten,

sind nur eine Folge der zunehmenden Kompliziertheit der assimilierten Eindrücke". Jede geistige Thätigkeit lässt sich zuletzt — und das erscheint Spencer als die allgemeinste Definition — als eine beständige Differenzierung und Integrierung von Bewusstseinszuständen definieren. Das Entstehn und die Fortdauer des Bewusstseins setzen das beständige Auftreten von Unterschieden in seinen Zuständen voraus, d. h. es muss eine beständige Differenzierung seiner Zustände stattfinden; und damit dann jeder Zustand erkannt wird, muss er mit bestehnden frühern Zuständen in eins zusammenfliessen, d. h. er muss mit ihnen integriert werden. „Um Material zum Denken zu haben, muss das Bewusstsein in jedem Augenblick eine Differenzierung seines Zustandes erfahren. Und damit der hieraus entspringende neue Zustand ein Gedanke werde, muss er der Integration mit früher erfahrenen Zuständen unterliegen. Dieses unablässige Abwechseln bildet das charakteristische Merkmal für jegliches Bewusstsein vom allerniedrigsten bis hinauf zum höchsten".

47. Spencers Analysen im einzelnen zu folgen, müssen wir uns hier versagen. Sie sind so verwickelter Natur, dass eine Zusammenfassung in wenige Sätze doch ganz unverständlich bliebe. Wir wollen lieber auf seine Lehre vom Wesen der Erkenntnis, die den zweiten Hauptteil der subjektiven Psychologie bildet, noch etwas näher eingehn. Spencer hatte bisher überall die Koexistenz und das Zusammenwirken von Subjekt und Objekt vorausgesetzt, und es galt nun, diese Voraussetzung zu rechtfertigen. Er gründet die Verteidigung seines „aufgeklärten Realismus", wie er ihn im Gegensatz zum rohen Realismus der gemeinen Auffassung nennt, und wie er ihm die notwendige Grundlage der ganzen Entwicklungslehre abgiebt, auf einen indirekten und einen direkten Beweis; d. h. er rechtfertigt ihn positiv durch eine Prüfung seiner psychologischen Natur und Entstehung und sucht zu seiner indirekten

Rechtfertigung zu zeigen, dass der Beweisgang, auf den sich der Idealismus und der Skepticismus stützen, logisch nicht dieselbe Autorität für sich hat wie der des Realismus.

Nach Spencer ist die Annahme einer objektiven Existenz einfach ein notwendiges Erzeugnis des nach seinen eignen Gesetzen thätigen Bewusstseins und besitzt deshalb eine Autorität, die durch keine Vernunftschlüsse erschüttert werden kann. Wir brauchen die Auseinandersetzungen, durch die die Antirealisten den Glauben an eine Aussenwelt zu erschüttern suchen, nur etwas näher zu prüfen, und wir werden finden, dass schon ihre Worte und Schlüsse überall eben jene Beziehung von Subjekt und Objekt voraussetzen, die sie zu widerlegen versuchen. Prüfen wir ganz abstrakt das Wesen des realistischen und des antirealistischen Standpunktes, so ergiebt sich, dass der Antirealismus auf drei ganz unmöglichen Postulaten beruht. Er muss annehmen, 1. dass eine Vorstellung, die primär und selbständig ist, was der des Realismus nicht abgestritten werden kann, durch Vorstellungen aufgehoben werden kann, die gleich denen des Antirealismus sekundärer Natur und selbst von jener abhängig sind; 2. dass, wenn ein Geistesakt einfach und isoliert ist wie der der Annahme einer Realität ausserhalb des Bewusstseins, ein anderer dagegen aus zahlreichen Akten zusammengesetzt ist — die zahlreichen Schlüsse, mit denen die Nicht-Realität von Etwas ausserhalb des Bewusstseins bewiesen wird, die eben im besten Fall, jeder für sich, nur ebenso einfach sind — dass dann dem isolierten und einfachen Akt eine grössere Zweifelhaftigkeit anklebe als der ganzen Reihe solcher Akte; und 3. dass, wenn zwischen Aussprüchen des Bewusstseins, die einerseits in lebhaften, andrerseits in schwachen Zuständen gegeben sind, ein Widerspruch besteht, der in schwachen Zuständen ausgedrückte Ausspruch vorzugsweise und in erster Linie angenommen werden müsse.

Ein Denken, das solch unmögliche Annahmen einschliesst, muss von einem fundamentalen Irrtum durchdrungen

sein, und dieser Irrtum beruht nach Spencer darauf, dass die Metaphysiker ihre Untersuchungen beginnen, ohne sich zuerst über einen Prüfstein der Gewissheit zu einigen. Die Suche nach einem solchen „Testimony of Truth“ führt Spencer dazu, zu der vielumstrittenen Frage, die den Empirismus und den Apriorismus trennt, Stellung zu nehmen.

48. Auch in Grossbritannien hatte die Lehre Kants von der Apriorität gewisser Urteile und der Notwendigkeit und Allgemeinheit als ihrem Merkmal viele Anhänger gefunden, so besonders in der schottischen Schule bei Hamilton, Mansel und andern. Gegen sie waren dann der Astronom Herschel und John Stuart Mill in die Schranken getreten, beide Vertreter eines strengen Empirismus, der in jeder Anerkennung apriorischer Bestandteile im menschlichen Geist Mysticismus und Scholastik wittert. In diesen Streit greift unser Philosoph in vermittelnder Weise ein.

Da die Frage dahin geht, ob der eigentümliche Charakter von Notwendigkeit, der gewissen Urteilen eigen ist, nur psychologisch zu erklären ist und keine erkenntnistheoretische Bedeutung hat, so wollen wir zuerst einmal zusehn, was denn eigentlich der gemeinsame Charakter aller dieser als notwendig wahr erkannten Urteile ist. In jedem Urteil — und nur in solchen vollzieht sich das Denken — haben wir eine Verknüpfung von zwei geistigen Zuständen. Sehn wir nun einmal von allem ab ausser diesen Bewusstseinszuständen und ihrer Verknüpfung, fragen wir nicht, woher sie stammen, was ihrer Verknüpfung jenseits des Bewusstseins entspricht, so finden wir sogleich die merklichsten Unterschiede in dem Stärkegrad dieser Verknüpfung. Sie ist in dem einen Urteil zufällig und aufs leichteste trennbar. „Der Tisch ist rund“, dafür können wir ebensoleicht sagen „der Tisch ist viereckig, oval u. s. w.“. Es fällt uns nicht ein zu sagen, „der Tisch ist notwendig rund“. Viel inniger ist die Verknüpfung von Subjekt und Prädikat bei einer andern Reihe von Urteilen, für die das Beispiel „Eis ist kalt“ stehn mag. Hier kann uns die Verbindung

auf den ersten Blick leicht untrennbar scheinen, und erst wenn wir versuchen, sie als notwendig zu begreifen, finden wir, dass doch eine Scheidung möglich ist. Nun giebt es aber drittens eine Reihe von Urteilen, bei denen die Trennung der verknüpften Bewusstseinszustände in der That unmöglich ist. Solche unauflöslichen Zusammenhänge nennen wir Denknotwendigkeiten. Sie regieren unser Denken; wir können sie nicht loswerden und haben sie deshalb einfach anzuerkennen. Die Ansicht, die in den Köpfen vieler Metaphysiker spukt, als ob etwa ein Schlussverfahren eine höhere Gewissheit geben könnte, als sich in diesen notwendigen Urteilen ausdrückt, ist ganz verkehrt. Das Schliessen ist ja nichts anderes als die Herstellung einer zusammenhängenden Reihe von Bewusstseinszuständen; es ist eben eine Prüfung der Stärke der Zusammenhänge im Urteil, und das Urteil wird angenommen, dessen Zusammenhänge sich stärker erweisen als die des gegenüberstehnden Urteils. Das Schliessen selbst geht nur vor sich durch Annahme unzerreissbarer Zusammenhänge.

Um aber zu prüfen, ob die Verknüpfung zwischen Subjekt und Prädikat in einem Urteil unabänderlich ist, bleibt uns bloss die Möglichkeit, zu versuchen, uns die Negation dieses Urteils vorzustellen. Gelingt uns das nicht, so ist damit der Beweis erbracht, dass die Verknüpfung unlöslich ist. Unvorstellbarkeit der Negation ist also der Prüfstein der Wahrheit, das charakteristische Merkmal jeder höchsten Erkenntnis.

49. Spencer hat dieses Wahrheitskriterium besonders gegen John Stuart Mill sehr ausführlich verteidigt und diese Verteidigung in eine sehr treffende Kritik des ganzen „reinen Empirismus“ ausgedehnt. Der Empirismus, meint Spencer, will ohne einen obersten Prüfstein der Wahrheit auskommen. Er will nichts anerkennen, als was bewiesen werden kann und behauptet, nicht allein die abgeleiteten Wahrheiten beweisen zu können, sondern auch die Wahr-

heiten, die ihnen als Grundlage dienen. Diese Weigerung, irgend eine unbewiesene Wahrheit als Grundlage seiner Behauptungen anzunehmen, hat aber zur Folge, dass die Gesamtheit seiner Sätze ohne Grundlage ist. Das folgt aus dem ganzen Prozess des Beweisens; denn einen Satz beweisen, heisst nichts anderes, als ihn einer bereits als Wahrheiten erkannten Gruppe von Sätzen assimilieren. Wird dieser Prozess als endlos angenommen, so kann überhaupt nichts bewiesen werden; hat er aber ein Ende, so gelangt man eben zu einem allgemeinsten und weitesten Satz, der nicht durch den Nachweis, dass er von einem noch weitern umfasst wird, gerechtfertigt werden kann.

Der Empirismus beruht nach Spencer einfach auf einer Petitio Principii. Er behauptet, die notwendigen Wahrheiten so gut wie alle andern erklären zu können, ohne irgend eine Wahrheit als notwendig vorauszusetzen. Er fühlt sich dann besonders stark in der Aufzählung aller möglichen Beispiele, die zeigen, wie nach den Gesetzen der Associationspsychologie gewisse Verknüpfungen von Bewusstseinszuständen unauflöslich, d. h. notwendig werden müssen. Gut, nun entsteht aber die Schwierigkeit, dass diese ganze Analyse doch die Annahme einer Wahrheit als feststehnd voraussetzt. Erfahrung ist das Losungswort des Empirismus, aber Erfahrung von Was? Nur durch die Annahme von Etwas jenseits des Bewusstseins, das die Bewusstseinszustände hervorbringt, gelingt ihm seine Analyse. Dieses Postulat einer äussern Welt aber kann der Empirismus weder beweisen noch widerlegen. Es bleiben ihm nur zwei Möglichkeiten: entweder hält er diesen Glauben für notwendig und giebt damit seine Theorie auf, oder er hält ihn für nicht notwendig, und dann ist das ganze Gebäude seiner Beweisführung ohne Grundlage.

Wenn aber Spencer so mit dem Apriorismus in der Denknotwendigkeit einen Prüfstein der Wahrheit sieht, der die höchste mögliche Gewissheit giebt, so giebt er schliesslich dem Empirismus doch darin Recht, dass die äussern

Zusammenhänge alle innern hervorbringen, mit andern Worten: dass alle Erkenntnis aus der Erfahrung stammt. Der Empirismus macht nur den Fehler, dass er unter Erfahrung immer nur die Erfahrung des einzelnen Individuums versteht und aus ihr jenen Charakter der Notwendigkeit erklären will, der sich aus ihr, wie der Apriorismus mit Recht behauptet, schlechthin nicht erklären lässt. Das Individuum fängt nicht von vornen an; sein Geist ist nicht eine unbeschriebene Tafel. Es hat einen Verstand, der sich, objektiv betrachtet, als Gehirn darstellt, ein Vermögen, Erfahrung anzuordnen, und dieses Vermögen ist nichts anderes als die organisierte Erfahrung unzähliger früherer Generationen. Entsprechend den absoluten äussern Beziehungen haben sich im Bau des Nervensystems allmählich absolute innere Beziehungen hergestellt, Beziehungen, die potentiell schon vor der Geburt in Gestalt bestimmter Nervenverbindungen vorhanden sind, die jeder individuellen Erfahrung vorausgehn, von ihr unabhängig sind und sich in den ersten Erkenntnisakten automatisch enthüllen. Diese vorausbestimmten innern Beziehungen sind aber selbst durch die Erfahrung vorausgegangener Organismen bestimmt. Das Nervensystem und das menschliche Gehirn sind gleichsam das organisierte Register aller der unendlich zahlreichen Erfahrungen, die während der Entwicklung des Lebens gemacht wurden. Wir kommen zu einer Versöhnung zwischen Empirismus und Apriorismus, wenn wir daran festhalten, „dass die Grundthatsachen des Verstandes für das Individuum apriorisch, für die ganze Reihe von Einzelwesen dagegen, worin es nur das letzte Glied bildet, aposteriorisch sind“.

Spencer schliesst die Prinzipien der Psychologie mit einer Skizze, die die Entwicklung der Geistesthätigkeiten und Gefühle schildert, durch die die Menschen befähigt sind, als Glieder einer Gesellschaft zusammenzuwirken. Er gewinnt damit den Uebergang zur Soziologie und Ethik, denen wir das letzte Kapitel widmen wollen.

Viertes Kapitel.

Soziologie und Ethik.

Die Prinzipien der Soziologie.

50. Wir kommen in diesem letzten Kapitel zu dem Teil der Spencerschen Philosophie, dessen Ergebnisse mehr, als die der frühern, für das Gebiet des Handelns und Wollens von unmittelbarer Bedeutung sind, und dem eben deshalb von Anfang an ein grösseres Interesse und, wie das Hand in Hand geht, auch schärfere Angriffe zu Teil geworden sind. Das Entwicklungsgesetz ist für Spencer, wie wir sahen, ein Weltgesetz, das auch für die „moralische“ Welt gilt und nicht nur, wie z. B. Kant wollte, allein für die „physische“. Dieselben Ursachen und Gesetze, die das Werden des Kosmos erklären, geben auch den Schlüssel für ein Verständnis der Entwicklung der Menschheit. Zwischen ihr und der kosmisch-biologischen Entwicklung besteht keine unüberbrückbare Kluft; sie ist vielmehr nur das höchste und verwickeltste Ergebnis der organischen und physischen Entwicklung.

Die Entwicklung dessen, was man unter dem Namen geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit zusammenfassen kann — Spencer nennt sie superorganische Entwicklung — schildern die drei Bände der „Prinzipien der Soziologie“. Da nun nach dieser Auffassung der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft und der gesellschaftlichen Einrichtungen das naturnotwendige Ergebnis ihrer frühern Zustände ist, so stellt er sich zugleich dar als die Bedingung der nächsten und aller künftigen. Und indem Spencer die bisherige Entwicklung der Menschheit als einen allmählichen Prozess der Selbstanpassung an ihre Lebensbedingungen schildert,

gewinnt er die Möglichkeit, einen Zustand vorauszunehmen, in dem diese Selbstanpassung vollendet ist. Hier setzt dann die Ethik an. Sie schildert als „absolute Ethik“ das moralische Gesetz, wie es für diese vollkommene Gesellschaft gelten würde, indem sie es aus den Bedingungen, unter denen diese höchste Entwicklung der menschlichen Natur allein möglich ist, ableitet. Ergänzt wird sie durch eine „relative Ethik“, die darauf Rücksicht nimmt, dass dieser ideale Zustand noch nicht erreicht ist, und die deshalb nicht von dem Absolut-moralischen, sondern dem Relativ-moralischen handelt. Eben darum spielt auch in der Theorie vom rechten Handeln, die die zwei Bände „der Prinzipien der Ethik“ darstellen, der entwicklungsgeschichtliche Standpunkt eine ausschlaggebende Rolle.

Da Spencer selbst in der Ethik, in der die Philosophie der Entwicklung ihre Anwendung aufs praktische Leben findet, und die versucht, für die Prinzipien des rechten Handelns eine feste wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen, den Höhepunkt und das Ziel seiner ganzen Philosophie sieht, so will ich ihr den grössten Teil des mir noch zur Verfügung stehnden Raumes widmen und mich der Soziologie gegenüber auf Andeutung einiger leitenden Gesichtspunkte beschränken.

Die Welt geschichtlich-gesellschaftlicher Thatsachen ist so ungemein verwickelt, es wirken hier so viele Ursachen zusammen und einander entgegen, dass nirgends die Gefahr übereilter Verallgemeinerung und oberflächlicher Abstraktion so nahe liegt wie hier. Spencer ist in seiner Soziologie diesen Gefahren, an denen so viele seiner Vorgänger auf diesem Gebiet gescheitert sind, keineswegs ganz entgangen. Neben manchem Verzerrten oder besser Einseitigen enthält aber gerade seine Soziologie eine Menge höchst geistreicher Einzelbetrachtungen und fruchtbringender Gedanken, und jedenfalls hat er seinen Grundgedanken, dass nämlich die Gesellschaft mit allen ihren Einrichtungen etwas organisch Gewachsenes und nicht etwas Fabriziertes,

ein lebendiger Organismus und nicht ein toter Mechanismus ist, glänzend gerechtfertigt. Spencer war sich der Gefahren, die dem Forscher, der nach „Prinzipien“ sucht, gerade auf diesem Gebiete drohen, wohl bewusst und hat sich durch zwei vorbereitende Arbeiten für seine Aufgabe gerüstet. In einem Buch, das im Jahre 1873 unter dem Titel „The Study of Sociology“ erschien, hat er die Vorfrage, ob eine Soziologie in seinem Sinn überhaupt möglich sei, welches ihre Ziele, Aufgaben und Methoden sein müssen, und welche teils subjektive, teils objektive, Schwierigkeiten sie zu überwinden habe, genau untersucht. Und in dem grossangelegten Sammelwerk der „Descriptive Sociology“ hat er eine Schwierigkeit, die bisher einer wissenschaftlichen Behandlung soziologischer Fragen sehr im Weg stand, das Fehlen einer genügenden induktiven Grundlage, aus der die Gesetze der sozialen Entwicklung deduziert werden könnten, zu heben gesucht, indem er anthropologisches Material in grösster Fülle zusammentrug und aufs übersichtlichste ordnete.

Als Quintessenz dieser Vorarbeit kann man den ersten Abschnitt der Soziologie, die sogenannten „Data der Soziologie“ bezeichnen. Hier schildert Spencer die „Faktoren der sozialen Phaenomene“, zuerst kurz — da es sich dabei um ein genügend aufgeklärtes Gebiet handelt — die äussern — nämlich das ganze Milieu, einschliesslich Klima, Bodenbeschaffenheit, Fauna und Flora — und dann ausführlich die innern, d. h. die körperlichen, gemütlichen und geistigen Merkmale des primitiven Menschen, mit dem die Entwicklung anhebt. Es handelt sich dabei aber nicht etwa um ein Phantasiegemälde à la Rousseau, sondern um wissenschaftlich durchaus berechtigte Analogieschlüsse aus Thatsachen, die uns die Geschichte primitiver Kulturen und die Beobachtung heute lebender wilden Völkerstämme geliefert haben. Besonderes Interesse bietet seine Schilderung der Weltanschauung des primitiven Menschen, wie sie eine notwendige Folge gewisser Mängel seines Intellekts

war. Er zeigt hier insbesondere sehr geschickt, wie der Urmensch durch rohe, aber vernünftige Schlüsse aus Erscheinungen wie Schatten, Schlaf, Krankheit, Tod, Epilepsie u. s. w. zu seiner Seelen-, Geister- und Dämonen-Theorie kommen musste, und wie in einer auf sie gegründeten animistischen Auslegung der Natur und des nähern im Glauben an das Fortleben der abgeschiedenen Seelen der Vorfahren der Ursprung alles Götterglaubens liegt. Der allgemeinste Schluss, zu dem er schliesslich kommt, ist der, dass in der „Furcht vor den Lebenden die Wurzel aller politischen Kontrolle, in der Furcht vor den Toten die Wurzel der religiösen Kontrolle liegt".

51. In dem nächsten Abschnitt, den „Induktionen der Soziologie" entwickelt Spencer dann eingehnd die Analogien, die zwischen dem gesellschaftlichen und dem individuellen Organismus bestehn, und veranschaulicht an ihrer Hand die Wahrheit, dass die soziale Entwicklung nur ein Teil des allgemeinen Weltprozesses der Entwicklung ist, mit dem sie in allen ihren charakteristischen Zügen übereinstimmt. In vier Hauptpunkten scheinen ihm Gesellschaften mit individuellen Organismen übereinzustimmen:

1. Mit kleinen Ansammlungen beginnend nehmen sie unmerklich an Masse zu, so dass einige von ihnen schliesslich zum Tausendfachen dessen werden, was sie ursprünglich waren.

2. Während ihre Struktur anfangs so einfach ist, dass sie beinahe strukturlos erscheinen, wird sie im Lauf ihres Wachstums immer verwickelter.

3. Während in ihrem ursprünglichen, unentwickelten Zustand eine gegenseitige Abhängigkeit der Teile kaum besteht, wächst diese gegenseitige Abhängigkeit schrittweise, bis sie schliesslich so gross wird, dass Thätigkeit und Leben jedes Teiles durch die Thätigkeit und das Leben aller übrigen bedingt sind.

4. Das Leben der Gesellschaft dauert länger und ist unabhängig von dem Leben der sie bildenden Einheiten, die geboren werden, wachsen, arbeiten, sich vermehren und sterben, während der gesellschaftliche Körper, den sie bilden, Generation um Generation überlebt und dabei an Masse, in Vollständigkeit der Struktur und Vielseitigkeit der funktionellen Thätigkeiten zunimmt.

Diese Uebereinstimmungen zeigen, dass auch die gesellschaftliche Entwicklung dem Entwicklungsgesetz folgt, das für alle andern organisierten Aggregate gilt. Eine Gesellschaft wird immer integrierter, indem sie an Masse zunimmt, und ihre Teile immer abhängiger von einander werden; sie wird immer ungleichartiger in allen ihren Strukturen und immer bestimmter in allen ihren Differenzierungen.

Auf der andern Seite verkennt Spencer auch die Unterschiede nicht, die zwischen dem sozialen Organismus und dem individuellen Organismus bestehn:

1. Gesellschaften haben keine bestimmte äussere Form.

2. Das lebende Gewebe, aus dem ein individueller Organismus besteht, bildet eine zusammenhängende Masse, nicht so die lebenden Elemente einer Gesellschaft: sie sind mehr oder weniger weit über einen Teil der Erde zerstreut.

3. Die letzten lebenden Einheiten eines individuellen Organismus haben meist eine feste Lage zu einander; die der sozialen Organismen können sich von Platz zu Platz bewegen, und

4. der wichtigste Unterschied: im tierischen Körper ist ein besonderes Gewebe mit Gefühl begabt, während im gesellschaftlichen Körper alle Einheiten mit Gefühl begabt sind.

Aus diesem letzten Unterschied ergeben sich die wichtigsten Folgerungen für das ideale Verhältnis zwischen den Teilen und dem Ganzen im gesellschaftlichen Körper. Spencer sagt: „Wir dürfen diesen Unterschied nie übersehn. Er erinnert uns daran, dass zwar im individuellen

Organismus das Wohl aller übrigen Teile mit Recht dem Wohl des Nervensystems untergeordnet ist, dessen lust- oder schmerzvolle Thätigkeit das Wohl oder Wehe des Lebens ausmachen, dass aber im politischen Körper das nicht oder nur bis zu einem gewissen Grad gelten kann. Es ist recht, dass das Leben aller Teile eines Tieres im Leben des Ganzen aufgehn soll, weil das Ganze ein korporatives Bewusstsein hat, das Lust oder Schmerz empfinden kann. In der Gesellschaft aber verhält sich das anders. Denn ihre lebendigen Einheiten verlieren ihr individuelles Bewusstsein nicht und können es nicht verlieren, und die Gemeinschaft als Ganzes hat kein korporatives Bewusstsein. Das ist der ewige Grund, warum es nicht recht ist, das Wohl der Bürger einem angenommenen Wohl des Staates zu opfern, und warum auf der andern Seite der Staat nur zum Wohl der Bürger da ist. Das korporative Leben muss hier dem Leben der Teile dienen und nicht umgekehrt."

Spencer zeigt, wie die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens dieses ideale Verhältnis der Teile zum Ganzen immer mehr zum Durchbruch bringt, und gründet gerade auf diesen Gesichtspunkt seine grosse Unterscheidung der gesellschaftlichen Typen in militärische, gemischte und industrielle. Im militärischen Staat ist der Zwang das Prinzip, auf dem das Zusammenwirken der Menschen beruht, und die Entwicklung zum rein industriellen Typus charakterisiert sich als ein allmähliches Uebergehn zu einem immer mehr freiwilligen Zusammenwirken und damit als eine immer mehr zunehmende Verwirklichung des Gesetzes der gleichen Freiheit.

52. Wir können Spencer, so interessant das wäre, darin nicht folgen, wie er in den übrigen Abschnitten im grossen, historischen Stil die Entstehung und Bedeutung der Familie, sowie der drei grossen Kontrollsysteme Zeremonie, Kirche und Staat schildert, der Differenzierung der verschiedenen Professionen aus der königlich-priesterlichen Gewalt nachgeht

und endlich die Entwicklung des wirtschaftlichen Systems zeichnet. Einen Punkt muss ich aber doch noch berühren, um einem möglichen Missverständnis vorzubeugen. Spencer lehrt natürlich nicht, dass alle Gesellschaften sich notwendig höher entwickeln. Wie es in der organischen Welt Stillstand und Verfall giebt, so auch in der superorganischen. Wie sich aber das Leben als Ganzes höher entwickelt hat, so auch die Menschheit als Ganzes. Wir können zwar, wenn wir alle Gesellschaften zusammennehmen, die Entwicklung für unvermeidlich erklären als letztes Ergebnis des Zusammenwirkens der äussern und innern Faktoren, die während unbestimmt langer Zeitperioden auf dieselben wirken; wir dürfen sie deshalb aber nicht auch für jede bestimmte Gesellschaft als unvermeidlich oder auch nur als wahrscheinlich ansehn. Ein sozialer Organismus erleidet wie ein individueller Organismus solange Veränderungen, bis er ins Gleichgewicht mit den Bedingungen seiner Umgebung kommt, und dauert dann fort ohne weitere Veränderung seiner Struktur. Nur zuweilen ist die neue Kombination von Faktoren derart, dass sie eine Veränderung erzeugt, die sich als Stufe in der sozialen Entwicklung darstellt und einen sozialen Typus beginnt, der sich ausbreitet und niedrigere Typen verdrängt. >

Die Prinzipien der Soziologie sind der einzige Teil des Systems der synthetischen Philosophie, in dem die Ausführung nicht ganz gehalten hat, was der „Prospekt“ versprach. Es sind allerdings, wie vorgesehn, drei Bände erschienen; sie enthalten aber nur, was Spencer ursprünglich in zwei Bänden behandeln zu können glaubte, mit einem wichtigen Zusatz, der im Prospekt nicht vorgesehen war, betitelt „Domestic Institutions“, worin die Entwicklungsgeschichte des Verhältnisses der Geschlechter zu einander und der Eltern zu den Kindern gegeben wird. Was der dritte Band behandeln sollte, Entwicklung und Fortschritt der menschlichen Sprache, der Wissenschaft, der Kunst und Moral, fehlt, und Spencer hat in der Vorrede

zum dritten Band der Soziologie mit Recht bemerkt: „Es ist offenbar unmöglich für einen Invaliden von sechsundsiebzig Jahren, einen solch ausgedehnten und verwickelten Stoff angemessen zu behandeln.“ Die Lücke, die sein System hier zeigt, wird zudem durch eine Reihe von Essays ausgefüllt, die wohl das Wichtigste enthalten, was Spencer in dieser Beziehung zu sagen hatte.

Die Prinzipien der Ethik.

53. „Für die Prinzipien von Recht und Unrecht im Handeln überhaupt eine wissenschaftliche Grundlage zu finden“, darin hat Spencer immer das letzte Ziel seiner Forschung gesehn, dem alle seine andern Arbeiten als Mittel dienen sollten.

Wie Spencers ganze Philosophie Entwicklungsphilosophie ist, so ist seine Moral Entwicklungsmoral. Auch die moralischen Phaenomene sind gleich allen andern Erscheinungen der Welt Erzeugnisse einer Entwicklung, die nach natürlichen Gesetzen vor sich geht. Sie sind nicht, wie manche wollen, etwas ganz Eigenartiges, etwas, das überirdischen Ursprungs aus dem Naturzusammenhang herausfällt und deshalb den gewöhnlichen Methoden der Wissenschaft unzugänglich, ein Mysterium bleibt, das auf eine höhere Welt hindeutet. Spencer fasst vielmehr das Handeln, mit dem sich die Ethik befasst, als einen Teil des Handelns überhaupt auf und sucht es in diesem grossen Zusammenhang als letztes Glied einer Entwicklungsreihe zu begreifen, die tief unten im animalischen Reich beginnt. Und von hier aus ergiebt sich ihm dann, dass das Verhalten, das wir gut nennen, das höher entwickelte ist, und das schlechte das relativ niedriger entwickelte. Als gut betrachten wir ein Verhalten, das die Selbsterhaltung fördert, als schlecht eines, das eine lebenmindernde Tendenz hat. Das Verhalten der Eltern nennen wir gut oder schlecht, je nachdem es die Fähigkeit, die Art durch Aufbringen

von Nachkommen zu verewigen, fördert oder mindert. Und vorzugsweise gut nennen wir ein Verhalten, das die Tendenz hat, nicht nur das Eigenleben und das der Nachkommen zu einem möglichst hohen Vollendungsgrad zu bringen, sondern zugleich eine gleiche Vollendung des Lebens der Mitmenschen nicht nur nicht hindert, sondern aktiv fördert. Zum besten Handeln erhebt sich das gute Handeln, wenn es gleichzeitig höchste Totalität des Lebens im Selbst, in den Nachkommen und den Mitmenschen zur Folge hat.

Durch diese ganze Betrachtungsweise unterscheidet sich Spencers System scharf von allen jenen Moralsystemen, die den Grund der Moral in dem Willen eines übernatürlichen Wesens oder gleich Kant in einem kategorischen Imperativ finden. Näher steht Spencer der utilitarischen Schule. Wenn sie gegenüber Kant und den intuitiven Moralisten behauptet, dass allen Urteilen über Gut und Schlecht, Recht und Unrecht zuletzt immer eine Beziehung auf Lust oder Unlust zu Grunde liegt, so ist das ganz seine Ansicht. Und wenn sie weiter behauptet, dass die ethischen Urteile aus der Erfahrung stammen, nämlich der Erfahrung der guten und schlechten Folgen gewisser Handlungen, so stimmt er auch dem zu — nur macht er gerade hier einen wichtigen Schritt über den gewöhnlichen utilitarischen Standpunkt hinaus. Die utilitarische Schule begeht nämlich gleich dem erkenntnistheoretischen Empirismus den Fehler, dass sie den Menschen zu sehr als isoliertes Wesen, herausgerissen aus dem Zusammenhang mit der sich entwickelnden Menschheit, betrachtet. Indem sie dann in seinem Geiste mehr oder weniger nur eine unbeschriebene Tafel sieht, auf die erst die individuelle Erfahrung alles einschreibt, was spätere psychologische Analyse dort findet, verschliesst sie sich den Weg zum Verständnis aller ursprünglichen Elemente in der menschlichen Natur. Spencer hat diesen Fehler durchschaut; und seine Einsicht in das Wesen der Vererbung und Entwicklung ermöglichte es ihm, seinen Weg zwischen der Scylla des intuitiven Supra-

naturalismus und der Charybdis der empiristischen Leugnung aller apriorischen Elemente hindurchzufinden. Er erkennt im Individuum ursprüngliche apriorische Elemente an, weiss sie aber auf natürlichem Weg zu erklären als Ergebnisse einer Erfahrung, die die Gattung als Ganzes gemacht hat. In den Urteilen „gut“ und „schlecht“ drücken sich nach ihm die unvergesslichen Erfahrungen der Menschheit — nicht des einzelnen Menschenindividuums — über das Nützlich-zweckmässige und das Schädlich-unzweckmässige aus. Das Gewissen ist nichts anderes, als organisierte Erfahrung. Er sagt: „die durch alle frühern Erfahrungen der menschlichen Rassen organisierten und konsolidierten Erfahrungen von dem Nützlichen haben entsprechende Nervenmodifikationen hervorgebracht, die durch fortgesetzte Vererbung und Anhäufung zu gewissen moralischen Anschauungsvermögen geworden sind, zu Gefühlen, die rechtem und schlechtem Handeln entsprechen, aber in den individuellen Erfahrungen vom Nützlichen keine Grundlage zu haben scheinen“.

Noch in einem weitern entscheidenden Punkt hat Spencer den Utilitarismus reformiert, dadurch nämlich, dass er die Ethik aus dem Bereiche des rohen Empirismus herauszuheben und zu einer rationellen Wissenschaft zu machen strebte. Diesen Gegensatz zwischen dem gewöhnlichen und seinem geläuterten Utilitarismus charakterisiert er in einem Briefe an John Stuart Mill folgendermassen: „Nach meiner Ansicht hat die Ethik die Aufgabe, zu bestimmen, wie und warum gewisse Verhaltungsweisen schädlich und andere wohlthätig wirken; diese guten und schlechten Folgen können nicht zufällig sein, sondern müssen mit Notwendigkeit aus der Natur der Dinge selbst folgen. Ich sehe daher die Aufgabe der ethischen Wissenschaft darin, aus den Gesetzen des Lebens und den Bedingungen der Existenz zu deduzieren, welche Arten des Handelns notwendig Glück und welche ebenso notwendig Unglück hervorbringen. Wenn dies geschehn ist, sind

diese Deduktionen als Gesetze des Verhaltens anzusehn und zu befolgen ohne Rücksicht auf die direkte Abschätzung von Glück und Unglück“.

Spencers ethischer Standpunkt lässt sich an der Hand der „Data der Ethik“ zusammenfassend dahin definieren: Seine Moral ist eine Evolutionsmoral, die mit der intuitiven Schule im Menschen ursprüngliche moralische Gefühle anerkennt, deren Entstehungsgrund aber gleich den Utilitariern in Erfahrungen des Nützlichen sieht; sie ist Wissenschaft, weil sie sich dadurch, dass sie die moralischen Phaenomene mit den allgemeinen Gesetzen des Lebens in Verbindung bringt, die Anwendung der deduktiven Methode ermöglicht.

54. Im zweiten Abschnitt, den „Induktionen der Ethik“, bespricht Spencer im einzelnen die auf empirischem Weg von den Menschen gefundenen Regeln des Handelns, wie sie sich als die wesentlichsten Gesetze bei allen zivilisierten Nationen finden. Der ganze Abschnitt ist eine Illustration für die moralbildende Kraft des Zweckes oder der Nützlichkeit. Der Gesichtspunkt, unter dem er hier die moralischen Phaenomene betrachtet, ist durchweg der soziologische. Die Notwendigkeit des sozialen Zusammenlebens fordert gebieterisch gewisse Verhaltungsweisen; Uebereinstimmung oder Nicht-Uebereinstimmung mit ihnen wird mit den Prädikaten „gut“ oder „schlecht“ belegt. Spencer beleuchtet zuerst die allgemeine Verirrung in den herrschenden ethischen Wertungen. Sie erscheint teils als Widerstreit der ethischen Sanktionen — indem die einen den Willen Gottes, die andern die Nützlichkeit und wieder andere das Gewissen zum Schiedrichter über Gut und Böse machen — teils aber als Widerstreit zwischen verschiedenen Sittenkodexen. Er hat seinen Grund darin, dass beinahe alle Gesellschaften zum Zweck der Selbsterhaltung gezwungen sind, von ihren Mitgliedern zwei im innersten Grund entgegengesetzte Verhaltungsweisen zu fordern, nämlich Feind-

schaft nach Aussen gegen andere Gesellschaften und Freundschaft und Zusammenarbeiten im Innern zwischen den Gliedern derselben Gesellschaft. In Anpassung daran entwickeln sich zwei entgegengesetzte Gefühls- und Ideenreihen, als deren Niederschlag sich zwei widersprechende, aber gleichzeitig befolgte Sittenkodexe darstellen. Drastisch kommt dieser innere Widerspruch zum Ausdruck bei den europäischen Völkern, die sich einer fremden Religion, die allein das Sittengesetz der Liebe und Freundschaft anerkennt, unterworfen haben. Diese Religion geniesst alle nominelle Ehre und allen Gehorsam in Worten, während das alte Sittengesetz der Feindschaft nominell verworfen, in der Praxis aber befolgt und vielfach sogar durch soziale Missachtung erzwungen wird. Man denke nur an das kleine Beispiel des Duellwesens. „Eine dünne Schichte von Christentum, sagt Spencer, lagert sich über einer dicken Schichte unverfälschten Heidentums."

Alle diese Widersprüche nötigen den Erforscher moralischer Phaenomene dazu, „die wirklichen Vorstellungen und Gefühle, mit denen die Menschen die verschiedenen Verhaltungsweisen betrachten, unter Beiseitelassung aller festgestellten Nomenklaturen und Wortbekenntnisse zu ermitteln". Dieser Aufgabe unterzieht sich Spencer in einer Reihe interessanter, ins Einzelne gehnder Kapitel, indem er dabei die Fülle von Thatsachen, die ihm seine ausgedehnten soziologischen Studien an die Hand gaben, aufs geschickteste verwertet. Das Hauptergebnis seiner Untersuchung ist der Nachweis von der Unhaltbarkeit jener Lehre der intuitiven Moral, die dem menschlichen Geist ein ihm ursprünglich eingepflanztes, über Gut und Böse absolut entscheidendes Gewissen zuschreibt. Wahr ist vielmehr, „dass die Gefühle und Vorstellungen, die in jeder Gesellschaft vorherrschen, sich der Art der Thätigkeit, die in ihr vorwaltet, anpassen". In einer Gesellschaft, die in ewigen Kriegen gegen äussere Feinde um ihre Selbsterhaltung zu kämpfen hat, bildet sich ein Sittenkodex

heraus, in dem Angriff, Eroberung, Rache vorgeschrieben und kriegerische Tugenden allein hochgeschätzt werden. Umgekehrt wird sich eine Gesellschaft, in der nur die Werke des Friedens geübt werden, zu einem Sittenkodex bekennen, der Gerechtigkeit, Redlichkeit, Rücksicht auf andere, kurz alle die Tugenden vorschreibt, die ein freiwilliges harmonisches Zusammenarbeiten erfordert. Das Rätsel, warum wir in den verschiedenen Gesellschaften und in derselben Gesellschaft zu verschiedenen Zeiten oft die entgegengesetztesten ethischen Wertungen vorfinden, ist gelöst, wenn wir bedenken, dass die verschiedenen äussern Bedingungen, unter denen die einzelnen Gesellschaften leben, ein verschiedenes Verhalten erfordern, und dass die Gefühle, mit denen dieses Verhalten betrachtet wird, sich diesen Erfordernissen anpassen.

55. Im dritten Teil giebt Spencer die Ethik des individuellen Lebens. Sein Gesichtspunkt ist hier der biologische. Jenes vollkommene Handeln, das die Ethik als Ideal vorzeichnet, ist, biologisch betrachtet, ein Handeln, bei dem die körperlichen Funktionen in der Weise, wie es die Bedingungen des Lebens erfordern, ausgeübt werden. Es ist daher unmoralisch, den Körper einer Behandlung auszusetzen, die das Gleichgewicht der Funktionen zerstört und seine Lebenskraft herabsetzt. In der Gestaltung eines vollkommenen Lebens, zu dem die Ethik den Weg zu weisen hat, sind die „egoistischen“ Handlungen ein ebenso wichtiger Faktor wie die altruistischen. Dies scheint es Spencer zu rechtfertigen, wenn er in den Kreis ethischer Betrachtung, den die meisten auf das Handeln, das andere im Guten oder Bösen berührt, beschränken, auch jenes Handeln zieht, das in erster Linie nur den Handelnden selbst betrifft. Die Aufstellung rationeller Vorschriften wird ihm hier dadurch ermöglicht, dass er überall auf die Abhängigkeit geistiger von körperlichen Zuständen zurückgeht und ethische Erfordernisse bis zu einem ge-

wissen Grad auf physiologische Notwendigkeiten gründet. Man denke z. B. an das physiologische Verhältnis, das zwischen dem Aufbrauch von Geweben und der Notwendigkeit der Ruhe zur Wiederherstellung des Verbrauchten besteht. Auf solche physiologische Notwendigkeiten lassen sich bestimmte ethische Vorschriften, die wissenschaftliche Autorität haben, gründen. Ganz allgemein geht Spencer von der Grundvoraussetzung aus, dass Lust den Weg zu einer gesunden, Schmerz den zu einer ungesunden Ausübung körperlicher Funktionen zeige. Die Ausnahmen erklärt er als Folgen einer unvollkommenen Anpassung, die im Lauf der Entwicklung verschwinden werden.

Die Ethik des sozialen Lebens.

56. In den drei nächsten Abschnitten, die den zweiten Band der Ethik ausfüllen, behandelt Spencer die Ethik des sozialen Lebens, und zwar im vierten Abschnitt die Theorie der reinen Gerechtigkeit, während in den zwei folgenden Abschnitten untersucht wird, wie das, was er „positives“ und „negatives Wohlthun“ nennt, die Vorschriften der reinen Gerechtigkeit modifizieren muss. Wir wollen auf diese Ethik des sozialen Lebens noch mit besonderer Ausführlichkeit eingehn, weil Spencer selbst ihr den grössten Wert beilegt, und weil sie die wissenschaftliche Begründung jenes Individualismus ist, den Spencer als ein zweiter „Athanasius contra mundum“ sein ganzes Leben hindurch gegen die sozialistischen Modetheorien verteidigt hat. Wir werden dabei sehn, dass der strenge Individualismus Spencers nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, eine geistige Idiosynkrasie des Philosophen ist, sondern sich darstellt als eine natürliche und vielleicht notwendige Frucht seiner ganzen Weltanschauung.

Alles Handeln beurteilen wir darnach, ob es seine Zwecke erreicht, und so betrachten wir auch jenes Handeln, das wir speciell ethisch nennen, objektiv darauf hin, ob es gute oder schlechte Folgen für den Handeln-

den selbst und für andere hat. Da uns aber die Entwicklungstheorie lehrt, im menschlichen Handeln nur ein höher entwickeltes tierisches zu sehn, so sind die Grundlagen für eine richtige Theorie des Handelns schon in der Tierwelt zu suchen. Auch für jede Tierart giebt es ein Handeln, das relativ gut ist, ein Handeln, das zu der Art in demselben Verhältnis steht, wie das Handeln, das wir moralisch nennen, zur menschlichen Art. Die Grundvoraussetzung dieser ganzen Betrachtungsweise ist die Ablehnung einer pessimistischen und die Annahme einer optimistischen oder besser melioristischen Ansicht vom Leben. Die Erhaltung und das Gedeihen einer Art müssen als etwas Wünschenswertes gelten; dann können wir jedes Verhalten, das diesem Ziele dient, als gut, jedes entgegengesetzte als schlecht bezeichnen.

Suchen wir nun von diesem Standpunkt aus nach biologischen Gesetzen, denen gemäss eine Art leben muss, wenn sie sich erhalten und schrittweise höher entwickeln soll, so stossen wir auf die zwei Grundgesetze der Tierethik, die Spencer dahin formuliert:

1. Während der Zeit der Unmündigkeit müssen die empfangenen Wohlthaten in umgekehrtem Verhältnis zu den besessenen Fähigkeiten stehn.

2. Mit erreichter Reife muss der Betrag dessen, was ein Individuum für sich erlangt, in direktem Verhältnis zu seinem Wert stehn; den Wertmesser bildet dabei seine grössere oder geringere Angepasstheit an die Lebensbedingungen.

Ohne das erste Gesetz ginge jede Art aus Mangel an Nachkommenschaft zu Grunde, da diese sich nicht aus eignen Kräften erhalten kann. Das zweite dagegen sorgt für das Ueberleben der Passendsten und damit für die Erhaltung und Weiterentwicklung der Art. Dieses zweite biologische Gesetz lautet ethisch gewendet: Jedes Individuum soll den Wirkungen seiner eignen Natur und des aus ihr folgenden Verhaltens unterworfen sein.

Spencer nennt es das Gesetz der „subhuman justice“. Er weist darauf hin, wie dieses Gesetz um so klarer hervortritt, je höher die Organisation der Tiere ist.

Eine äusserst wichtige Modifikation erleidet dieses Gesetz der „untermenschlichen Gerechtigkeit“ bei Tieren, die in Herdenform leben. Es folgt nach allen Gesetzen der Entwicklung, dass sich ein herdenmässiges Zusammenleben nur bilden kann, wenn die Vorteile, die es den einzelnen Individuen bietet, die aus ihm entspringenden Nachteile überwiegen. Die Mitglieder der Herde müssen also gewisse Bedingungen erfüllen; zu dem positiven Element der „subhuman justice“ tritt ein negatives hinzu. Es lässt sich kurz dahin definieren: Das Durchschnittsbetragen darf nicht so aggressiv sein, dass es Uebel erzeugt, die das durch Zusammenwirken gewonnene Gute überwiegen; oder anders: Jedes Individuum der Herde hat, indem es das aus seiner eignen Natur und seinem eignen Thun quellende Gute und Böse empfängt, sein Handeln der Beschränkung zu unterwerfen, dass es nicht in irgend einem beträchtlichen Grade in das Handeln aller andern störend eingreift. Neben dieser Selbstunterordnung unter das Interesse anderer müssen in Herden, die im Kampf mit andern leben, die Individuen sich und ihr eignes Interesse da aufzuopfern bereit sein, wo das Wohl der ganzen Herde auf dem Spiele steht.

57. Wie menschliches Leben nur eine Weiterentwicklung des untermenschlichen ist, so ist auch die menschliche Gerechtigkeit nur eine Weiterentwicklung der untermenschlichen.

Das oberste biologische Gesetz, von dessen Befolgung Erhaltung und Gedeihen einer jeden Tierart abhängen, und das vorschreibt, dass jedes Individuum die guten und schlimmen Folgen seiner eignen Natur und seines eignen Handelns tragen soll, gilt daher auch für die Menschen; auch sie können es nicht ungestraft verletzen. Weiter

entsteht herdenmässiges Zusammenleben unter Menschen im Verlauf der Entwicklung von selbst, einfach weil es der Varietät, bei der es sich bildet, von Nutzen ist teils durch Förderung der allgemeinen Sicherheit, teils durch Erleichterung der Gewinnung des Lebensunterhalts. Natürlich können aber auch in diesem Falle die Vorteile des Zusammenwirkens nur dann genossen werden, wenn gewissen Erfordernissen, die das Zusammenleben auferlegt, entsprochen wird. Es entwickelt sich daher von selbst als natürliches Erzeugnis menschlichen Lebens unter sozialen Bedingungen ein System von Gesetzen, die Beschränkungen des Handelns auferlegen. Und so wird auch für menschliches Leben das erste und ursprüngliche Gesetz der Gerechtigkeit auf dreifache Weise qualifiziert: 1) durch die Selbstunterordnung, die die Rücksicht auf die Nachkommen auferlegt; 2) durch die Selbstbeschränkung, die durch das Zusammenleben erheischt wird, und 3) durch die teilweise oder vollständige Aufopferung des individuellen Lebens in der Verteidigung der Gattung.

Spencer sucht dann die Entstehung eines den bisher besprochenen thatsächlichen Verhältnissen entsprechenden Gefühls, des Gerechtigkeitsgefühls zu erklären. Er stützt sich dabei auf den durch geschichtliche und psychologische Erfahrung festgestellten allgemeinen Satz, dass die menschlichen Wesen im stand sind, ihre Gefühle und Vorstellungen den Lebensweisen anzupassen, die ihnen der soziale Zustand auferlegt, in den sie hineingewachsen sind. Unter den so entstehnden sozialen Gefühlen ist das allerwichtigste das Gerechtigkeitsgefühl. Es setzt sich aus zwei Bestandteilen zusammen, dem egoistischen und dem altruistischen Gerechtigkeitsgefühl. Das egoistische ist das subjektive Korrelat, das dem ersten objektiven Erfordernis der Gerechtigkeit, wonach jeder die Früchte seines eigenen Handelns geniessen soll, entspricht. Seine Erklärung bietet keine Schwierigkeiten; es ist ein ursprünglicher Bestandteil des Gefühlslebens auch der

niederen Tiere. Schwerer zu erklären ist die Entstehung des altruistischen Gerechtigkeitsgefühls, das dem objektiven Erfordernis der Wahrung der gleichen Rechte der andern entspricht. Es stehn sich nämlich hier zwei scheinbar widersprechende Sätze entgegen, die beide unbestreitbar sind. Einmal kann das altruistische Gerechtigkeitsgefühl nur entstehn im Lauf der Anpassung an das soziale Leben. Andererseits wird aber das soziale Leben selbst nur möglich durch Aufrechterhaltung der billigen Beziehungen, die das altruistische Gerechtigkeitsgefühl voraussetzen. Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs liegt darin, dass soziales Zusammenleben ursprünglich nicht durch das altruistische Gerechtigkeitsgefühl, sondern, wie Spencer es nennt, durch ein proaltruistisches Gefühl möglich gemacht wird, als dessen Grundlage er das Gefühl der Furcht nachweist, einer Furcht vor Widervergeltung, vor sozialer Missbilligung, vor gesetzlicher Bestrafung und göttlicher Rache. Indem durch dieses Gefühl die einzelnen Individuen von allzu häufigen und schweren Verletzungen der Nebenindividuen abgehalten werden, wird soziales Leben möglich; und damit sind die Bedingungen gegeben, unter denen sich sympathisches Empfinden, die eigentliche Quelle des wirklichen altruistischen Gerechtigkeitsgefühls, entwickeln kann.

Wir unterscheiden also in der Idee der Gerechtigkeit zwei Elemente: erstens ein positives, d. h. der Anspruch eines jeden auf ungehinderte Thätigkeit und auf ihre Ergebnisse wird anerkannt; und zweitens ein negatives d. h. es besteht ein Bewusstsein der Grenzen, die die Gegenwart anderer Menschen, die dieselben Ansprüche haben, nötig macht. Und so finden wir als die zwei Faktoren der wahren Gerechtigkeit die Idee der Ungleichheit und die der Gleichheit — insofern einmal ungleicher Betrag von Gütern ungleichen Kräften entsprechen soll, und insofern zweitens die Grenzen der Handlungssphären für alle gleich sein sollen.

Einseitiges Hervorheben eines dieser zwei Faktoren scheint Spencer die Ursache aller falschen moralischen und sozialen Theorien; sie enthalten immer nur die Hälfte der Wahrheit. Vermieden wird aber jede Inkongruität, wenn wir die Idee der Gleichheit auf die Grenzen, die der Ungleichheit auf die Erfolge anwenden. Die allgemeine Formel der Gerechtigkeit hat also sowohl ein positives als ein negatives Element zu enthalten. Das positive drückt ein Erfordernis aus, das für das Leben im allgemeinen gilt; das negative qualifiziert dieses Erfordernis in der Weise, die nötig wird, wenn statt eines Lebens allein viele zusammen geführt werden sollen. Sie lautet kurz: Freiheit eines jeden, beschränkt allein durch die gleiche Freiheit der andern, d. h. jeder hat die Freiheit, zu thun, was er will, vorausgesetzt dass er nicht die gleiche Freiheit jedes andern verletzt.

58. Spencer macht sich daran, des weitern eine Reihe Folgesätze aus diesem allgemeinen Prinzip zu entwickeln. Sie drücken die in Wahrheit sogenannten „Rechte der Individuen“ aus. Sein Gedankengang ist dabei folgender: Geben wir zu, dass jedermann eine gewisse beschränkte Freiheit geniessen muss, so sagen wir damit, dass es recht ist, dass er diese beschränkte Freiheit haben soll. Können wir also in den einzelnen Fällen zeigen, dass ihm die Freiheit, bis zu einer gewissen Grenze, aber nicht über sie hinaus zu handeln, zusteht, so geben wir damit zu, dass es recht ist, dass er die bestimmte, so definierte Freiheit haben soll. Und deshalb werden die bestimmten aus dem Gesetz der gleichen Freiheit ableitbaren Freiheitsbefugnisse mit Recht seine „Rechte“ genannt.

Spencer sucht von allen diesen Rechten nachzuweisen einmal, dass sie mit den gewöhnlichen ethischen Begriffen zusammenfallen, und ferner, dass sie im Lauf der Kulturentwicklung zum grössten Teil auch gesetzlich erzwingbar werden. Ueberall betont er, dass ihre Quelle

nicht das positive Gesetz ist, sondern dass umgekehrt das Gesetz selbst seine höhere Berechtigung von ihnen ableitet.

Er behandelt so des nähern das Recht auf physische Integrität, auf Freiheit der Bewegung und Ortsveränderung, auf den Gebrauch der natürlichen Media wie Licht, Luft und Land. Unter dem Titel Eigentumsrecht erörtert er die Schwierigkeiten, die einer ethischen Rechtfertigung des Eigentums an Grund und Boden entgegenstehn. Die Anerkennung dieses Rechts scheint ihm überall ursprünglich auf einer Anerkennung der natürlichen Beziehung zwischen Anstrengung und Lohn zu beruhen. Weitere Rechte sind das Eigentumsrecht an unkörperlichen Sachen, das Recht zu schenken und zu testieren, das Recht auf Tausch- und Vertragsfreiheit, auf Gewerbefreiheit, auf Glaubens-, Rede- und Druckfreiheit. Damit glaubt Spencer den Umfang der zutreffenderweise sogenannten Rechte erschöpft zu haben. Sie sind alle ableitbar aus dem Gesetz der gleichen Freiheit, dem Grundgesetz alles sozialen Lebens. Wie steht es nun mit den sogenannten politischen Rechten, um die sich doch eigentlich immer der Kampf der Parteien gedreht hat? Darauf antwortet Spencer: Niemand hat einen natürlichen Anspruch auf solche politischen Rechte, wie etwa das Recht, einen Stimmzettel abzugeben, Geschworener zu sein u. s. w. Wenn die Rechte eines Menschen nur ebensoviele Ausschnitte aus der allgemeinen Freiheit sind, seine Lebenszwecke zu verfolgen innerhalb solcher Schranken, wie sie sich aus der Anwesenheit anderer ergeben, die gleiche Zwecke verfolgen, dann besitzt er, wenn seine Freiheit in keiner weitern Weise beschränkt ist, alle seine Rechte. Wir müssen uns hier davor hüten, Mittel für Zwecke zu halten und den Mitteln nachzujagen bis zur Missachtung der Zwecke. Nun ist aber der Staat nichts anderes als ein Werkzeug zur Aufrechterhaltung der eigentlichen Rechte. Die politischen Rechte können daher nie ein Aequivalent für die eigentlichen Rechte sein. Sie sind nur ein Werkzeug zu ihrer Erlangung und Behauptung,

ein Werkzeug, das allerdings nur zu oft zu andern Zwecken missbraucht wird. Die Hauptfrage muss immer die sein, wie können die wahren Rechte der Individuen erhalten und gegen äussere und innere Feinde geschützt werden? Dieses oder jenes Regierungssystem darf immer nur als ein System von Mitteln zur Erreichung dieses Zweckes beurteilt werden.

59. Das führt Spencer zu einer nähern Betrachtung des Staates, seines Wesens und seiner Natur, der Pflichten, die er zu erfüllen, und der Schranken, die er zu achten hat. Wie alles im Himmel und auf Erden, unterliegt auch der Staat den Gesetzen der Entwicklung. Er ist nicht mehr, was er gewesen, und wird einst etwas ganz anderes sein, als er heute ist. Es ist daher unmöglich, eine *allein richtige* Definition des Begriffs Staat aufzustellen. Einen Einblick in seine Natur gewinnen wir nur durch eine Geschichte seiner Entwicklung. Die Wahrheit, dass überall die innere Konstitution eines Dinges durch seine äussere Umgebung bedingt ist, gilt auch vom Staat. Hier liegt die Quelle für die Unterschiede, die die einzelnen Gesellschaftstypen aufweisen. Die Entwicklung der meisten Gesellschaften besteht in einem allmählichen Uebergehn aus einem rein kriegerischen in einen friedlichen Zustand. Dieser Prozess wird begleitet von einer immer weitern Anerkennung der individuellen Rechte. Im kriegerischen Staat geht das Interesse der Verteidigung und des Angriffs allen andern voran. Nur der Mensch als Krieger gilt etwas; seine Ausbildung ist die Hauptsorge des Staates, der er alle jene Rechte des Individuums schonungslos aufopfert. Je mehr aber die rein kriegerische Thätigkeit und damit das zwangsweise Zusammenwirken einer friedlichen Beschäftigung und einem Zusammenarbeiten, das auf dem Prinzip des freien Vertrags beruht, Platz machen, desto mehr werden jene Rechte auch allgemein anerkannt und von der staatlichen Gewalt beschützt.

Wir können überall induktiv durch Betrachtung vergangener und bestehnder Gesellschaften nachweisen, dass Ursprung und Entwicklung staatlichen Regiments in der defensiven und offensiven Thätigkeit einer Gesellschaft gegen andere gelegen haben. Als primäre Funktion des Staates sehn wir überall die Funktion, die kombinierten Thätigkeiten der vereinigten Individuen im Kriege zu lenken. Die erste Pflicht der Regierung ist also die nationale Verteidigung, und sie blieb lange die einzige. Die zweite Pflicht, die Verteidigung der Individuen gegen innere Feinde, ist erst allmählich anerkannt worden. Sie blieb lange den Einzelnen überlassen, und das treibende Motiv dafür, dass die Gesellschaft die öffentliche Verwaltung der Gerechtigkeit übernahm, lag vor allem darin, dass die innern Zwistigkeiten die Kraft der Gesellschaft schwächten und sie damit unfähig machten, ihre erste Aufgabe wirksam zu erfüllen. Diese zweite Aufgabe des Staates hat dann immer mehr an Bedeutung zugenommen; ihre wirksamere Erfüllung ist geradezu mit dem Fortschritt der Zivilisation überhaupt gleichbedeutend geworden. Dass diese zwei Aufgaben, die der Staat im Laufe seiner Entwicklung übernommen hat, seine wesentlichen Aufgaben sind, lässt sich aber auch deduktiv aus der Natur der Menschen, sofern sie sozial bedingt ist, nachweisen. Denn sie entsprechen fundamentalen, erfahrungsmässigen Bedürfnissen der Menschen im Gesellschaftszustand. Alle wollen leben, handeln und die Früchte ihres Handelns geniessen. Alle haben daher die stärksten Motive, die Bedingungen, unter denen das allein möglich ist, aufrecht zu erhalten; und weil dies nicht jeder Einzelne wirksam für sich selbst thun kann, so ist es die berechtigte Aufgabe der Gesamtheit, des Staates.

Wenn die bisher besprochnen Aufgaben des Staates darin bestehn, die Bedingungen aufrecht zu erhalten, unter denen allein soziales Leben möglich ist, so lassen sich alle seine andern Thätigkeiten als solche definieren, durch die er sich in die Führung des Lebens selbst einmischt,

indem er den Individuen entweder hilft oder sie lenkt oder ihre Thätigkeit beschränkt. Gegen diese Ausdehnung der staatlichen Thätigkeit scheinen Spencer Gründe von zweierlei Art zu sprechen. Sie ist zu verdammen sowohl vom Standpunkt der Gerechtigkeit, als von dem der Nützlichkeit.

Alle weitern Thätigkeiten des Staates sind nämlich zuletzt Handlungen, die die Freiheit vieler Individuen mehr beschränken, als durch die Aufrechterhaltung der gleichen Freiheit aller andern Individuen erheischt wird. Sie bilden also einen Bruch des Gesetzes der gleichen Freiheit. Bedeutet aber Gerechtigkeit die Freiheit eines jeden, beschränkt allein durch die gleiche Freiheit der andern, dann ist die Auferlegung jeder weitern Beschränkung eine Ungerechtigkeit, ganz einerlei, ob die Macht, von der sie ausgeht, ein König, eine Aristokratie oder die Majorität einer Demokratie ist. Das Recht der gleichen Freiheit und die aus ihm abgeleiteten besondern Rechte existieren nicht durch die Autorität des Staates, sondern der Staat seinerseits existiert nur als ein Mittel zu ihrer Aufrechterhaltung. Verletzt er sie aber, statt sie zu schützen, so thut er Unrecht, statt Unrecht zu verhüten. Das ist der Kern der Ausführungen, die Spencer vom Standpunkt der Ethik gegen eine weitere Ausdehnung der Staatsthätigkeit richtet.

Die zahlreichen andern Argumente, die Spencer in allen möglichen Formen gegen den Staatssozialismus vorgebracht hat, lassen sich zuletzt auf zwei Grundgedanken zurückführen, von denen der eine in der Soziologie, der andere in der Psychologie wurzelt.

Die meisten Menschen haben infolge eines schwach ausgebildeten Kausalbewusstseins und aus Mangel an konstruktiver Einbildungskraft nur einen äusserst verstümmelten, unklaren Begriff von dem Wesen eines Gesellschaft. Sie erscheint ihnen als etwas weit Einfacheres, als sie in Wirklichkeit ist, als etwas künstlich Gemachtes, das nach Belieben umgemodelt werden kann. Sie verkennen die wahren

Ursachen und treibenden Kräfte, die ihr Sein, ihre Entwicklung und ihren Verfall bestimmen, und sie sehn statt dessen immer nur in Personen die wirkenden Agentien. Spencer dagegen ist durchdrungen von der Vorstellung, dass die Gesellschaft ein lebendiger, ungemein komplizierter Organismus ist; er hat einen Blick gethan in das unendlich verwickelte Getriebe der sozialen Bestrebungen und Zusammenhänge; er hat eine Reihe der bestimmenden Grundkräfte, die immer wirkten und immer wirken werden, erkannt. Sein Glaube an die natürlichen Kräfte und ihre vis medicatrix ist daher ebenso gross, wie sein Vertrauen auf menschliches, gewolltes Eingreifen schwach ist. Er glaubt der menschlichen Einsicht die Kompetenz in einer Frage absprechen zu müssen, deren Lösung Allwissenheit und Allmacht voraussetzte.

Nun die zweite Quelle seiner Ansichten: seine Auffassung der menschlichen Natur. Heutzutage glaubt eigentlich niemand mehr an papierne Konstitutionen; der Glaube an papierne soziale Institutionen dagegen steht noch in voller Blüte. Er erscheint Spencer gleich unhaltbar. Nur die Institutionen taugen etwas, die dem durchschnittlichen Charakter der Menschen entsprechen. Nicht die Institutionen machen die Menschen, sondern sie sind selbst ein naturnotwendiger Ausfluss des menschlichen Wesens. Der menschliche Charakter selbst aber ist das Erzeugnis einer vieltausendjährigen Geschichte, in der sich die Menschheit allmählich aus dem antisozialen Zustand ewiger Kriege zu dem heutigen vergleichsweise sozialen Zustand emporgeschwungen hat. Eine Reihe von Zügen, die in jenen vergangenen Zeiten wilder Kämpfe und ungezügelter Leidenschaften sich ausgebildet haben und damals den Menschen zur Behauptung im Kampf ums Dasein geschickt machten, belasten ihn noch heute und bilden die Quelle des meisten Elends und Unfriedens in der Gesellschaft. So wenig Spencer aber eine Unveränderlichkeit des menschlichen Charakters behauptet, so durchdrungen ist er von der An-

sicht, dass jede Veränderung nur ganz allmählich und stetig sein kann. Erziehen und Predigen helfen hier so gut wie nichts; wirksam ist nur die ununterbrochene, langsame und oft grausame Zucht, die durch die Natur der Verhältnisse geübt wird. — Wie wichtig gerade dieser Gesichtspunkt Spencer erscheint, erhellt aus folgendem interessanten Brief, den er an den Verfasser dieser Schrift gerichtet hat. „Unter den Ansichten, schreibt er, auf die ich besondern Nachdruck gelegt sehn möchte, ist vielleicht die praktisch wichtigste eine, der ich von Zeit zu Zeit Ausdruck gegeben habe, nämlich, dass eine dauernde Verbesserung einer Gesellschaft unmöglich ist ohne eine Verbesserung der Individuen, dass die Gesellschaftstypen und ihre Thätigkeitsformen notwendig bestimmt sind durch den Charakter ihrer Einheiten, und dass sie trotz aller oberflächlichen Ummodlungen ihr Wesen nicht schneller ändern können, als sich die Individuen ändern, und dass deshalb alle jene Pläne schneller und fundamentaler Reorganisation, die heute so viele Leute bezaubern, erfolglos sein müssen und einfach mit einer Rückkehr zu einem Zustand enden werden, der sich von dem frühern nur seiner oberflächlichen Form nach unterscheidet. Es ist gerade so unmöglich aus minderwertigen Menschen durch eine besondere Art sozialer Anordnung eine gute Gesellschaft zu machen, als es unmöglich ist, aus schlechtem Baumaterial durch eine besondere Baumethode ein gutes Haus zu bauen. Ich glaube jedoch, dass keine Argumente, so schlagend sie auch sein mögen, irgend welche Wirkung haben werden; denn in dem grossen Rhythmus sozialer Veränderungen sind die wirkenden Kräfte zu mächtig, als dass sie sich durch individuelle Einflüsse kontrollieren liessen. Ich glaube, dass der Sozialismus unvermeidlich ist, dass er aber das grösste Unglück sein wird, das die Welt je erlebt hat, und dass er in einem Militärdespotismus der schärfsten Form enden wird."

Spencer hat seitdem im dritten Band der Soziologie

diese pessimistische Prophezeiung über die nächste Zukunft der europäischen Völker wiederholt. Ein Ueberblick über die Strömungen unserer Zeit scheine den Schluss unabweisbar zu machen, dass wir einem Staat entgegentreiben, in dem „kein Mann mehr thun kann, was ihm beliebt, sondern jeder thun muss, was er geheissen wird“. Spencer hat sich aber durch seine trübe Auffassung der nächsten Zukunft seinen Glauben an den schliesslichen sozialen Fortschritt der menschlichen Rasse nicht erschüttern lassen. Die sozialistische Phase wird vorübergehn, und die Menschheit wird ihren Marsch wiederaufnehmen in das gelobte Land, wo das Gesetz der gleichen Freiheit für alle verwirklicht ist, und wo die Anpassung der menschlichen Natur an den sozialen Zustand vollkommen sein wird.

60. Gerechtigkeit ist das Fundament des sozialen Zusammenlebens; soll es aber seine höchste Vollendung erreichen, so muss die Gerechtigkeit durch Liebe und Sympathie ergänzt werden. Von der Rolle, die diese im Haushalt des sozialen Zusammenlebens zu spielen haben, handelt der Schluss der sozialen Ethik, die zwei Abschnitte „vom negativen und positiven Wohlthun“.

So interessant sie an sich sind, an organischer Wichtigkeit für das Ganze des Systems kommen sie dem ersten Abschnitt nicht gleich. Der ungemein gesteigerten Komplexität der hier behandelten Phaenomene gegenüber versagt die deduktive Methode. Die ethischen Prinzipien, die Spencer hier aufstellt, sind nicht oder nur zum kleinen Teil aus den allgemeinen Gesetzen des Lebens abgeleitet; ihre „Affiliation“ an die Lehre der Entwicklungstheorie ist verhältnismässig schwach, und sie beruhen daher wesentlich auf einer rein empirischen Grundlage.

In der Lehre von der „Gerechtigkeit“ konnte von dem rein persönlichen Element abgesehen werden, und mit dem in ihr vorherrschenden Grundbegriff der Idee der Gleichheit war auch die Idee des Masses und damit die Mög-

lichkeit annähernd exakt wissenschaftlicher Schlüsse gegeben. In der Lehre vom „Wohlthun“ fehlt es an einer solchen Direktive, und in sie musste die „persönliche Gleichung“ notwendig eintreten. Dieser Missstand verhindert jedoch nicht, dass die evolutionäre Denkweise auch diese Abschnitte durchdringt und manches neue Licht auf das verwickelte Problem des Wohlthuns wirft, in dessen Lösung Kopf und Herz so vielfach im Widerspruch stehn, und in der gerade in unserer Zeit der „wirtschaftliche Mensch“ und der „Gefühlsmensch“ so oft hart zusammenstossen. Spencers Behandlung des Problems hat daneben eine Reihe weiterer Verdienste. Sie betrachtet die Frage von allen Seiten; sie untersucht nicht nur überall, welches die unmittelbaren Folgen „wohlthätiger“ Handlungen für Thäter und Empfänger sind, sondern sie zieht überall auch die mittelbaren in Betracht und ergänzt diese Betrachtung durch eine Erwägung der Folgen, die sie für die von beiden abhängigen Personen und die Gesellschaft im allgemeinen haben müssen. Das von ihm beobachtete Verfahren giebt den oft „konfusen und sich widersprechenden landläufigen Ideen über das Wohlthun“ Zusammenhang, und seine etwas fremdartige, aber sinnreiche Klassifikation ermöglicht es, den Gegenstand der Untersuchung in alle seine Verzweigungen bis herab zur Ethik der Kleidung und des Salons zu verfolgen.

Die Ethik des sozialen Lebens hat es mit altruistischen Handlungen zu thun, d. h. mit allen denen, „die zum Glück der Nebenmenschen entweder negativ durch Selbstbeschränkung oder positiv durch Anstrengung für ihr Wohl beitragen“. Alle diese Handlungen fallen unter die zwei Unterabteilungen der Gerechtigkeit und des Wohlthuns. Jene besteht „in einer sympathischen Anerkennung der Ansprüche anderer auf freie Thätigkeit und die Früchte ihrer freien Thätigkeit“, dieses „in der sympathischen Anerkennung der Ansprüche anderer auf Hülfe in der Erlangung dieser Früchte und in der Bessergestaltung ihres Lebens“.

Diese Unterscheidung scheint Spencer von fundamentaler Bedeutung zu sein. Das Gesetz der Gerechtigkeit ist das primäre; seine Befolgung ist die Grundbedingung für ein soziales Zusammenleben, und ihre Erzwingung ist daher Aufgabe des Staates. Das Gesetz des Wohlthuns ist ihm gegenüber von sekundärer Bedeutung; das erste darf seinetwegen nicht gebrochen werden. Es geht deshalb nur das Individuum als solches und nicht den Staat an. „Jedes Wohlthun, das die Gesellschaft in ihrer korporativen Eigenschaft ausübt, muss darin bestehn, dass sie den einen einen Teil des Ertrages ihrer Thätigkeit wegnimmt, um ihn andern zu geben, deren Thätigkeit nicht so erfolgreich war. Wendet sie dabei Zwang an, so greift sie in die natürlichen Beziehungen zwischen dem Verhalten und seinen Folgen ein und verletzt so das primäre Gesetz des sozialen Zusammenlebens“. . . . Eine Verwischung des fundamentalen Unterschieds zwischen Gerechtigkeit und Wohlthun durch den Staat muss nach Spencers Ansicht zu einer Entmutigung des Fleisses und Wohlverhaltens, zu allmählicher körperlicher und geistiger Entartung und schliesslich zu Anarchie und Kommunismus führen.

Das „Wohlthun“ selbst teilt Spencer in „negatives“ und „positives“. Jenes charakterisiert sich durch „Passivität in Wort und Rat in Fällen, wo ein egoistischer Vorteil oder Lust durch Handeln gewonnen werden könnte“, während dieses alle Handlungen umfasst, die „das Opfer eines wirklichen oder potentiellen Besitzes zu Gunsten eines oder mehrerer andern verlangen“. Die moralische Sanktion beider Arten des Handelns findet Spencer darin, dass sie zu unmittelbarem oder künftigem Glück oder beidem zugleich beitragen und infolge davon zur Erhaltung der Art, insofern diese als der Empfänger des vermehrten Glücks zu betrachten ist.

Unter der Kategorie „Negatives Wohlthun“ wird dann im einzelnen untersucht, welche innere Schranken das Handeln des moralischen Menschen in Bezug auf die Kon-

kurrenz, die Erzwingung von Kontrakten, unverdientes Schenken, das Erteilen von Lob und Tadel u. s. w. bestimmen werden. Mit dem Kapitel „Eheliches Wohlthun“ geht er zum positiven Wohlthun über und untersucht seine Berechtigung im sozialen und politischen Leben, in den Beziehungen zwischen Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern, in dem Verhalten gegen Kranke und Gefährdete, gegen Arme, gegen unterstützungsbedürftige Freunde u. s. w.

Zu den interessantesten Kapiteln gehört das mit der etwas seltsamen Ueberschrift „Politisches Wohlthun“; es ist voll bitterer, aber heilsamer Wahrheiten für Politiker, wie für Wähler. Ich kann mir nicht versagen, ein paar Proben zu geben. Hier eine Pille für den „Nichtpolitiker“, der sich auf seine politische Teilnahmlosigkeit noch etwas zu gut thut: „Unter einem politischen System wie das, in das wir hineingewachsen sind, ist Teilnahme am politischen Leben die Pflicht eines jeden Bürgers; ihre Nichterfüllung ist zugleich kurzsichtig, undankbar und gemein. Kurzsichtig, weil Enthaltung, wenn sie allgemein würde, Verfall aller guten Einrichtungen, die bestehn, bedeutete; undankbar, weil sich Nicht-Kümmern um die guten Einrichtungen, die patriotische Vorfahren hinterlassen haben, unsere Schuld gegen sie ignorieren heisst; gemein, weil Nutzen aus solchen Einrichtungen zu ziehn, ihre Erhaltung und Verbesserung aber andern zu überlassen, Geneigtheit verrät, Wohlthaten zu empfangen, aber nicht zu vergelten.“

Und hier eine andere Pille für den Parteifanatiker: „Ja aber Parteiloyalität erfordert diese Opfer der Ueberzeugung! Ja, Parteiloyalität ist zu einer eingebildeten Tugend geworden, der die wirkliche Tugend der Wahrhaftigkeit geopfert wird. Woher kommt sie denn, diese angebliche Tugend der Parteiloyalität? In welch ethischem System findet sie einen Platz? Sie ist nichts anders als eine unehrliche Art des Handels, vermummt in eine wohltönende Phrase, Nichtsnutz im Gewand des Verdienstes.“

Spencer schliesst die Ethik mit einer sehr schönen

Stelle, die seltsam an Worte im Zarathustra gemahnt, in denen Nietzsche vom Menschen fordert, er solle sich als „Brücke zum Uebermenschen“ betrachten. Der strenge Philosoph wird zum Seher und malt ein luftiges Ideal, das dem flüchtigen Leben des Einzelmenschen einen neuen und höhern Sinn giebt, ein Ideal freilich, das, um als Motiv zu wirken, eine Tiefe der Resignation und eine Weite der Sympathie voraussetzt, wie sie nur wenigen auserlesnen Geistern eigen sind. „Dereinst — so lauten die Schlussworte des Systems der synthetischen Philosophie — wird es höchster Ehrgeiz des Wohlthuenden sein, Teil zu haben — wenn auch nur einen unaussprechlich kleinen und unbekannten Teil — am ‚Machen der Menschen‘. Die Erfahrung lehrt, dass sich zuweilen äusserstes Interesse an die Verfolgung völlig selbstloser Zwecke knüpfen kann; und im Laufe der Zeit wird es der Menschen mehr und mehr geben, deren selbstloser Zweck die Höherentwicklung der Menschheit sein wird. Indem sie von den Höhen des Gedankens hinausschauen auf jenes in weiter Zukunft liegende Leben ihrer Rasse, dessen nicht sie, sondern erst ihre entfernten Nachkommen sich erfreuen sollen, wird ihnen ein stilles Glück aus dem Bewusstsein erblühen, mitgeholfen zu haben am Vormarsch in dieses Land der Zukunft.“

Schluss.

Wir stehn jetzt am Ende unserer langen Wanderung durch den grossartigen Gedankenbau, den Herbert Spencer mit unermüdlichem Fleiss und nie verzagender Beharrlichkeit aufgeführt hat. Wir haben ihn mit schnellen Schritten durcheilt und uns nur da und dort etwas länger aufgehalten. Der Eindruck, den eine so eilige Wanderung hinterlässt, muss notwendig, wie wir schon in der Einleitung prophezeiten, mehr oder weniger oberflächlicher Natur sein; er wird aber doch hinreichen, uns davon zu überzeugen, dass wir in dem System der synthetischen Philosophie ein Monumentalwerk vor uns haben, das seinem Schöpfer immer einen Platz unter den geistigen Heroen der Menschheit sichern muss. Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, welch gewaltige Anforderungen eine Aufgabe, wie Spencer sie sich stellte, an Charakter und Willen richten muss; nicht geringer sind aber die intellektuellen Voraussetzungen. Alle Beharrlichkeit und aller Fleiss hätten nichts geholfen, wenn sich nicht mit ihnen ein geradezu encyclopädisches Wissen, ein ebenso weiter wie tiefer Blick, eine Meisterschaft der Methode und eine erstaunliche Kraft in der Beherrschung und Organisierung von Ideen — wie das Spencers vornehmste intellektuelle Tugenden sind — vereinigt hätten. Es ist menschlich und rührend, wenn Spencer, der sonst alles Hervorheben seiner Persönlichkeit aufs strengste vermeidet, in der Vorrede zum letzterschienenen Band des Systems mit einer kurzen Bemerkung verrät, wie „ihn selbst Erstaunen über die Kühnheit seines Unternehmens und noch grösseres Erstaunen über seine Vollendung ergreift“. Und es ist nicht ohne Pathos, wenn er fortfährt: „Unkluges Handeln schlägt nicht immer fehl. Und zuweilen wird eine verlorene Hoffnung durch den

Erfolg gerechtfertigt. Zwar haben mich neben manch anderm viele Rückfälle, die bald Wochen, bald Monate und einmal viele Jahre dauerten, oft am Erreichen meines Zieles verzweifeln lassen, aber nun ist das Ziel endlich doch erreicht. In frühern Tagen hätte zweifellos mein Herz höher geschlagen; wenn aber hohes Alter über uns schleicht, werden die Gefühle schwächer, und nun ist meine Hauptfreude meine Emanzipation. Befriedigung gewährt allerdings das Bewusstsein, dass Verluste, Entmutigung und verlorene Gesundheit mich nicht abgehalten haben, den Zweck meines Lebens zu erfüllen". Das sind stolz bescheidene Worte, und niemand hat mehr Recht, sie zu äussern, als Spencer.

Wir haben uns in den vorangehnden Kapiteln im wesentlichen referierend verhalten; kritische Bemerkungen finden sich nur da und dort. Diese, wenn man will, „unkritische" Haltung scheint mir durch zwei Erwägungen gerechtfertigt. Einmal ist der Zweck des vorliegenden Buches, eine Einführung in die Spencersche Philosophie, nicht eine Kritik derselben zu geben, und dann schien mir eine eigentliche Kritik im Rahmen unserer Darstellung überhaupt unmöglich zu sein. Eine fruchtbare Kritik der Spencerschen Philosophie, d. h. eine Kritik, die nicht nur apodiktische Behauptungen aufstellen, sondern einen Beweis für sie antreten wollte, müsste nämlich zehnmal den Raum füllen, auf den unsere bescheidene Einleitung berechnet war. Nicht liegt dagegen unserer Enthaltung von einer Kritik die Ansicht zu Grunde, dass das Spencersche System über Kritik erhaben sei oder ihr nicht manche sehr diskutable Anhaltspunkte bieten würde. Dass ein System, das alles im Himmel und auf Erden in den Kreis seiner Betrachtung zieht, in vielen Einzelfragen irren muss, ist bei der Beschränktheit auch des höchsten Intellektes apriori wahrscheinlich und liesse sich aus Spencers Schriften ohne zu grosse Mühe beweisen. Das ist selbstverständlich; aber auch in vielen Hauptpunkten scheint mir sein System legitimen Anlass zur Kritik zu geben. Sie

könnte z. B. darauf hinweisen, dass die „Vereinheitlichung des Wissens“, die Spencer erstrebt, an vielen Stellen mehr scheinbar als wirklich sei, so besonders wo es sich um die Korrelation zwischen geistiger und physischer Evolution handelt; sie könnte zeigen, dass die Lehre vom Unerkennbaren, die die metaphysische Grundlage des ganzen Systems abgiebt, bedenkliche Widersprüche berge und an sich kaum ausreiche, dem System einen monistischen Charakter zu wahren; sie könnte in seinen Ansichten über das Verhältnis von Geist und Materie Unklarheiten und Schwankungen finden, die eine dualistische Auffassung nahe legen, u. s. w. Das alles und vieles andere könnte die Kritik thun; zwei Hauptverdienste wird sie aber Spencer nie absprechen können: er hat zuerst die revolutionierende Bedeutung des Entwicklungsbegriffes völlig erkannt, ihn erschöpfend definiert und zur Grundlage eines folgerichtigen realistischen Systems gemacht; und er hat in einer alexandrinischen Zeit, die immer mehr und immer ausschliesslicher in Spezialstudien zu versinken drohte, mit aller Macht darnach gestrebt, die Einheit des Wissens nachzuweisen: zu zeigen, wie in allen speziellen Wissenschaften dieselben allgemeinen Gesetze gelten, und wie ihr letzter Sinn nur verstanden wird, wenn wir sie als Teile eines harmonischen Ganzen auffassen.

Der Entwicklungsbegriff hat ohne Zweifel in der klassischen deutschen Philosophie immer eine hervorragende Rolle gespielt; während er von ihr aber stets idealistisch und teleologisch gefasst wurde, ist er für Spencer eine wissenschaftliche Theorie, die sich auf eine umfassende Analyse der Erfahrungsthatsachen gründet, und die, alles teleologische ausschliessend, sich in mechanischen Ausdrücken wiedergeben lässt. Darin unterscheidet sich eben Spencers Entwicklungslehre grundsätzlich von der eines Schelling und Hegel, mit denen sie auf den ersten Blick so viel Verwandtes zu haben scheint, dass Spencer nirgends den Boden der Wissenschaften verlässt, dass er nirgends mit Begriffen arbeitet, die metaphysischer Natur sind und

deshalb eine wissenschaftliche Verifikation nicht zulassen, sondern dass alle seine Denksymbole der Natur sind, dass sie sich schliesslich in Ausdrücke der sinnlichen Erfahrung auflösen lassen. Spencers Philosophie ist eben deshalb, weil sich ihr System ausschliesslich aus den Ergebnissen der positiven Wissenschaften aufbaut, selbst positiv. Sie unterscheidet sich aber von Comtes „positiver Philosophie“, die eine blosse Encyclopädie der Wissenschaften oder bestenfalls ein Organ wissenschaftlicher Methoden ist, dadurch, dass sie durch eine glückliche Verwertung des Entwicklungsgesetzes zu einem wirklichen System mit „architektonischem Zusammenhang“ wird.

Gerade dieser systembildende Zug in Spencers Philosophie ist um so anerkennenswerter, weil er selbst aus dem Boden der englischen Erfahrungsphilosophie hervorgewachsen ist, die seit Bacons und Hobbes Zeiten auch nicht einmal den Versuch gemacht hat, die Einzelerkenntnisse zur Totalität einer Weltanschauung zusammenzuschliessen. In unserer Zeit aber entspricht ein solcher Versuch einem um so wirklicheren Bedürfnis, als sich die Wissenschaft unter dem Zeichen der Arbeitsteilung mehr und mehr in Spezialitäten und Spezialitätchen verzweigt hat, die von einander mehr oder weniger unabhängig ihre ganze Kraft immer nur auf einen bestimmten und oft recht winzigen Ausschnitt aus dem Weltganzen richten und ebendeshalb dem ewigen Streben der menschlichen Vernunft nach Einheit der Weltanschauung nicht genügen können. Die einzelnen Wissenschaften gleichen, mit Schopenhauer zu reden, vielfach einem Orchester, dem der Kapellmeister fehlt. Jede spielt ihr Instrument ohne Rücksicht auf die andern und ohne Rücksicht auf das Ganze, in dem sie allein Sinn und Bedeutung erhält. Der Kapellmeister, der diesem Uebelstand abhilft und die einzelnen Stimmen zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, ist im grossen Reich der Wissenschaften die Philosophie, wie Spencer sie auffasst.

Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, zweier Werke Spencers, die nicht in den Rahmen der Darstellung des Systems fallen wollten, mit einem Worte zu gedenken; ich meine die Sammlung seiner Essays und seine paedagogischen Schriften.

Die endgültige Sammlung der Essays (Essays: scientific, political and speculative), die im Jahr 1891 erschien und in drei Bänden siebenundvierzig Aufsätze enthält, die im Verlauf von etlichen vierzig Jahren geschrieben worden sind, giebt eine Anordnung der Essays in jedem Band nach der Zeit ihres Erscheinens, in allen Bänden zusammen nach dem Stoff, den sie behandeln. Der erste Band enthält die Essays, in denen die Idee der Entwicklung sowohl im allgemeinen, als im speziellen im Vordergrund steht. Die Essays des zweiten Bandes, die sich mit Fragen der Philosophie, der abstrakten und konkreten Wissenschaften und der Aesthetik beschäftigen, sind zwar auch alle evolutionistisch; ihr Evolutionismus ist aber mehr ein zufälliger als ein notwendiger. Und dasselbe gilt für die Essays des dritten Bandes, die ethische, politische und soziale Fragen behandeln. Das Studium der Essays bildet eine gute Einleitung und Vorbereitung für das Studium des Systems, dessen Stil gedrängter, mehr abstrakt und deshalb schwerer verständlich ist. In den Essays findet der Anfänger alle charakteristischen Lehren Spencers und zwar dargestellt in einem klaren, einfachen und populären Stil, wie er die Werke so vieler englischen Denker auszeichnet, und in ihren abstrakten Ausführungen glücklich belebt durch konkrete und anschauliche Beispiele. Die Essays bilden gleichsam einen laufenden Kommentar zu dem Hauptwerk; es giebt kaum einen Teil, der in ihnen nicht teils vorausnehmend, teils weiter ausführend behandelt wäre.

Spencers Beiträge zur Erziehungskunst, die unter dem Gesamttitel „Education intellectual, moral and physical“ erschienen sind, teilen ganz die stilistischen Vorzüge der Essays.

Die vier Aufsätze, die dieses treffliche Werkchen bilden, haben Spencers Namen zuerst in weitere Kreise getragen;

sie sind — vielfach auf Veranlassung hervorragender Schulmänner — in vierzehn Sprachen übersetzt worden — zuletzt ins Sanscrit — und werden in England und in den Vereinigten Staaten dem Unterricht in der Paedagogik als Textbuch zu Grunde gelegt. Spencers Paedagogik knüpft an die Reformbestrebungen eines Locke, Rousseau, Pestalozzi und anderer an, vertieft sie aber dadurch, dass er, was bei seinen Vorgängern mehr das Ergebnis vereinzelter Einfälle und Beobachtungen war, systematisiert und aus einer auf der breiten Grundlage der Entwicklungstheorie beruhenden Psychologie ableitet. Sie ist, ganz allgemein gesprochen, ein kraftvolles Plaidoyer für eine Erziehungsmethode, die den Hauptnachdruck auf die Förderung der spontanen Entwicklung legt; sie ist eine beredte Verteidigung eines liberalen Regiments, das alles Zuvielregieren vermeidet und den Kindern möglichst viel freien Spielraum gewährt. —

Der Philosoph, dessen Lebenswerk wir in dieser kleinen Schrift geschildert haben, weilt noch unter uns. Er ist jetzt hochbetagt und kränklich; aber sein Geist ist wunderbar frisch, wie es seine letzten Schriften glänzend beweisen, die in Kraft des Ausdrucks, Feinheit der Dialektik und Reichtum der Illustration den Vergleich mit keiner der frühern Schriften zu scheuen brauchen. Wir können dieses kleine Werk nicht besser schliessen als mit dem Wunsch, dass uns der „Grand Old Man“ der Philosophie noch manches aus dem Schatz seines Wissens und seiner Einsichten mitteilen möge, und mit dem Ausdruck unserer aufrichtigsten Glückwünsche dazu, dass er unter Schwierigkeiten, wie sie weniger tapfere Herzen bald abgeschreckt und weniger gewaltige Geister schliesslich erdrückt hätten, doch zuletzt das Ziel erreicht hat, das er sich in der Jugend steckte. „Qu' est-ce qu'une grande vie? Une pensée de la jeunesse, réalisée par l'âge mûr“.

Namen- und Sachregister.



Verzeichnis

der

Spencerschen Schriften und wichtigsten Litteratur.

Letters on the Proper Sphere of Government	1842
Social Statics	1850
Theory of Population (cf. Teil 6 der Prinzipien der Biologie)	1852
Use and Beauty (Bd. II)*)	1852
The Development Hypothesis (Bd. I.)	1852
The Sources of Architectural Types (Bd. II.)	1852
Philosophy of Style (Bd. II.)	1852
Gracefulness (Bd. II.)	1852
Overlegislation (Bd. III.)	1853
Valuation of Evidence (Bd. II.)	1853
The Universal Postulate (Später Teil VII. Kap. 9 der Prinzipien der Psychologie)	1853
Manners and Fashion (Bd. III.)	1854
The Genesis of Science (Bd. II.)	1854
The Art of Education (cf. Education 1861)	1854
Railway Morals and Railway Policy (Bd. III)	1854
Personal Beauty (Bd. II.)	1854
Principles of Psychology, erste Ausgabe	1855
Progress, its Law and Cause (Bd. I.)	1857
Origin and Function of Music (Bd. II.)	1857
Transcendental Physiology (Bd. I.)	1857
Representative Government (Bd. III.)	1857
State Tamperings with Money and Banks (Bd. III.)	1858
Moral Education (cf. Education 1861)	1858
The Nebular Hypothesis (Bd. I.)	1858
Archetype and Homologies of the Vertebrate Skeleton	1858
The Laws of Organic Form (cf. Teil IV der Biologie)	1859
Physical Education (cf. Education 1861)	1859
What Knowledge is of. most Worth?	1859
Illogical Geology (Bd. I.)	1859

---

*) Angaben in Klammer (Bd. I. II. III.) beziehen sich auf Essays: Scientific, Political and Speculative. Library Edition 1891. 3 Bde.

The Morals of Trade (Bd. III.)	1859
Bain on the Emotions and the Will (Bd. I.)	1860
The Social Organism (Bd. I.)	1860
The Physiology of Laughter (Bd. II.)	1860
Parliamentary Reform (Bd. III.)	1860
Prison Ethics (Bd. III.)	1860
Education, Intellectual, Moral and Physical, gesammelte pädagogische Aufsätze	1861
First Principles	1862
On Laws in General and the Order of their Discovery (Bd. II.)	1862
What is Electricity? (Bd. II.)	1864
Classification of Sciences (Bd. II.)	1864
Reasons for Dissenting from the Philosophy of A. Comte (Bd. II.)	1864
The Collective Wisdom (Bd. III.)	1865
Political Fetichism (Bd. III.)	1865
Mill versus Hamilton (Bd. II.)	1865
The Constitution of the Sun (Bd. I.)	1865
First Principles, zweite, stark umgearbeitete Ausgabe	1867
Principles of Biology, 2 Bände	1867
Origin of animal Worship (Bd. I.)	1870
Specialized Administration (Bd. III.)	1871
Morals and Moral Sentiments (Bd. I.)	1871
Principles of Psychology, 2 Bände, 2. Ausgabe	1872
Mr. Martineau on Evolution (Bd. I.)	1872
The Study of Sociology	1873
Replies to Criticisms (Bd. II.)	1873
Comparative Psychology of Man. (Bd. I.)	1876
Principles of Sociology, erster Band	1877
Ceremonial Institutions (vierter Teil der Soziologie)	1879
The Data of Ethics (erster Teil der Principien der Ethik)	1879
Prof. Green's Explanations (Bd. II.)	1881
Political Institutions (fünfter Teil der Soziologie)	1882
The Americans (Bd. III.)	1882
The Man versus The State	1884
Retrogressive Religion } Nineteenth Century Magazin, Juli und November	1884
Last Words about Agnosticism } Nineteenth Century Magazin, Juli und November	1884
Ecclesiastical Institutions (sechster Teil der Soziologie)	1885
A Rejoinder to M. de Laveleye (Contemporary Review, April) (cf. Various Fragments)	1885
The Factors of Organic Evolution (Bd. I.)	1886
The Ethics of Kant (Bd. III.)	1888
Absolute Political Ethics (Bd. III.)	1890
From Freedom to Bondage (Bd. III.)	1891

Justice (vierter Teil der Ethik) 1891
The Inductions of Ethics — The Ethics of Individual Life (zweiter und dritter Teil der Ethik) 1892
Social Statics, umgearbeitete Ausgabe 1892
The Inadequacy of Natural Selection 1893
Negative Beneficence — Positive Beneficence (fünfter und sechster Teil der Ethik) 1893
A Rejoinder to Prof. Weismann 1893
Weismannism once more 1894
Spencer W. G. A System of Lucid Shorthand, With a Prefatory Note by Herbert Spencer 1894
The late Professor Tyndall. (Fortnightly Review, Februar) 1894
Professional Institutions (7. Teil der Soziologie) 1895
Mr. Balfour's Dialectics. (Fortnightly Review, Juni) 1895
Lord Salisbury on Evolution. (Nineteenth Century Mag., November) 1895
Industrial Institutions (8. und letzter Teil der Sociologie) 1896
The Relations of Biology, Psychology, and Sociology. (Popular Science Monthly, Dezember) 1896
Against the Metric System 1896
Various Fragments 1897
Principles of Biology, Vol. I. (revised and enlarged edition) 1898
Principles of Psychology, 4th edition, containing two new post-scripts. — Idealism and Realism, and Reply to T. H. Green 1899
Principles of Biology, Vol. II (revised and enlarged edition) 1899
Prof. Ward's Naturalism and Agnosticism. (Fort.-Rev., Nov.) 1899
Descriptive Sociology, 8 Teile 1873—1881
Autorisierte deutsche Ausgabe des Systems von B. Vetter, fortgesetzt von J. Victor Carus, 1875 ff.
Erziehungslehre, übersetzt von Schultze 1874.

Litteratur.

Boesch, J. M., Die entwicklungstheoretische Idee sozialer Gerechtigkeit. Eine Kritik und Ergänzung der Sozialtheorie H. Spencers. Zürich 1896.

Busse, K., H. Spencers Philosophie der Geschichte. Leipzig 1894.

Cathrein, V., Die Sittenlehre des Darwinismus. Eine Kritik der Ethik H. Spencers. (Stimmen aus Maria-Laach, Heft 29). Freiburg i. B.

Fischer, E. L., Über das Gesetz der Entwicklung mit Rücksicht auf H. Spencer. Würzburg 1875.

Gaquoin, R, Die Grundlage der Spencerschen Philosophie. Berlin 1888.

Grosse, E., H. Spencers Lehre von dem Unerkennbaren. Leipzig 1890.

Hoeffding, H., Einleitung in die engl. Philosophie unserer Zeit. Leipzig (dänisch 1874, deutsch 1889).

Kindermann, C., Die Entwicklungslehre H. Spencers. Leipzig 1888.

Michelet, H. Spencers System der Philosophie und sein Verhältnis zur deutschen Philosophie. Berlin 1882.

Naumann, A., Spencer wider Kant. Hamburg 1885.

Pace, Das Relativitätsprincip in H. Spencers psychologischer Entwicklungslehre. (Phil. Studien, VII, Heft 4.) Leipzig 1881.

Painter, G. S., H. Spencers Evolutionstheorie dargestellt. 1896.

Spicker, G., Spencers Ansicht über das Verhältnis der Religion zur Wissenschaft. Münster 1889.

Weber, R. H., Die Philosophie von H. Spencer. Darmstadt 1892.

Antaeus, Imaginary Conversation between Herbert Spencer and a Poet. London 1889.

Arthur, W., Religion without God and God without Religion. II. Agnosticism and Mr. H. Spencer. London 1885.

Ball, W. Platt, Are the Effects of Use and Disuse Inherited? An Examination of the View held by H. Spencer. London 1890.

Birks, T. R., Modern Physical Fatalism. London 1876.

Bowne, B. P., The Philosophy of H. Spencer. New-York 1874.

Chapman, C., Pre-organic Evolution and the Biblical Idea of God. Edinburgh 1891.

Collins, F. H., An Epitome of the Synthetic Pilosophy. London 1889.

Drey, S., H. Spencer's Theory of Religion and Morality. London 1887.

Fairman, T., H. Spencer on Socialism. London 1884.

Fiske, John, Life and Letters of E. L. Youmans. London 1894.

Fiske, John, Outlines of Cosmic Philosophy. London 1874.

George, H., A Perplexed Philosopher. London 1892.

Gingell, J. R., Aphorisms from the Writings of H. Spencer. London 1894.

Greene, W. B., The Facts of Consciousness and the Philosophy of H. Spencer. Boston 1871.

Ground, W. D., An Examination of the Structural Principles of H. Spencer's Philosophy. Oxford 1883.

Guthrie, M., On Mr. Spencer's Formula of Evolution. London 1879.

Guthrie, M., On Mr. Spencer's Unification of Knowledge. London 1882.

Guthrie, M., On Mr. Spencer's Data of Ethics. London 1884.

Hamilton, Gail (pseud. Mary Dodge), The Insuppressible Book: A Controversy between Herbert Spencer and Frederic Harrison, with comments by G. Hamilton. Boston 1885.

Hollaender, B., Herbert Spencer as a Phrenologist. London 1895.

Hudson, W. H., An Introduction to the Philosophy of H. Spencer. New-York, 1895.

Hyndman, Socialism and Slavery. An Answer to Herbert Spencer's Attack upon the Democratic Federation. London 1884.

Jones, J. H., Know the Truth; a Critique on the Hamiltonian Theory of Limitation, including Some Strictures upon the Theories of H. Spencer. London 1865.

Iveragh, J., The Philosophy of Herbert Spencer Examined. London 1884.

Lacy, G., Liberty and Law, being an Attempt at the Refutation of the Individualism of Herbert Spencer. London 1888.

Lacy, W. M., An Examination of the Philosophy of the Unknowable Philadelphia 1883.

Lewes, G. H, The History of Philosophy. London.

Lucas, G. J., Agnosticism and Religion. London 1895.

Maguire, Th., Agnosticism: Herbert Spencer and Frederic Harrison. Dublin 1884.

Masson, D., Recent British Philosophy. London 1877.

Perrin, R. S., The Religion of Philosophy. Newyork 1885.

Psychosis. Our Modern Philosophers: Darwin, Bain and Spencer. London 1884.

Ritchie, D G., The Principle of State Interference. Essays on the Political Philosophy of H. Spencer. London 1891.

Robertson, J. M., Modern Humanists. London 1891.

Savage, M. J., Herbert Spencer. His Influence on Religion. Liverpool 1887.

Sewall, H., H. Spencer as a Biologist. Ann Arbor 1886.

Shirreff, E. A. E., Moral Training. Froebel and Herbert Spencer. London 1892.

Simmons, A., Agnostic First Principles. London.

Thompson, D. G., Herbert Spencer. Brooklyn 1889.

Underwood, B. T., H. Spencer's Synthetic Philosophy. Brooklyn 1891.

Ward, James, Naturalism and Agnosticism. London 1899.

Ward, Lester F., The Political Ethics of H. Spencer. Newyork.

Watson, J., Comte, Mill and Spencer. II. Hedonistic Theories from Aristippus to Spencer. Glasgow 1895.

Watts, R., An Examination of H. Spencer's Biological Hypothesis. Belfast 1895.

Youmans, E. L., Zahlreiche Aufsätze in dem amerikanischen Magazin „Popular Science Monthly". Newyork.

Youmans, E. L., The Nature and Reality of Religion. A Controversy between Frederic Harrison and H. Spencer, ed. by E. L. Youmans. With an appendix on „The Religious Value of the Unknowable" by Count Goblet D'Alviella. Newyork 1885.

Young, G. A., Whatever is, was . . . Also a Critical Examination into the Philosophy of Herbert Spencer. San Francisco 1887.
de Baets, l'Abbé Maurice, Les Bases de la Morale et du Droit. Paris 1892.
Blanc, E., Les nouvelles bases de la Morale d'après H. Spencer. Lyon 1887.
Bridel, P. S., Les Bases de la Morale evolutionnaire d'après H. Spencer. Lausanne 1886.
Cazelles, M. E., Outline of the Evolution-Philosophy. (Aus dem Franz.) Newyork 1875.
Dubois, Jules, Spencer et la principe de la Morale. Paris 1899.
Ferri, L., La Psychologie de l'Association depuis Hobbes. Abbeville 1883.
de Greef, G., Abrégé de Psychologie d'après H. Spencer, avec une préface par G. de G. 1882.
Guyau, M., La Morale anglaise contemporaine. Paris 1879.
Laurens, C., L'Evolution et M. H. Spencer. Lyon 1889.
Mikhailovsky, K. N., Qu'est-ce que le Progrès? Examen des idées de M. H. Spencer. Paris 1897.
Ribot, Th., La Psychologie anglaise contemporaine. Paris 1870.
Roberty, E. de, Auguste Comte et H. Spencer. Paris 1894.
Saint André, Simples Notes sur la Morale de H. Spencer. Paris 1892.
Taine, H., Derniers Essais de Critique et d' Histoire. Paris 1894.
Vorenkamp, R., Het Agnosticisme van H. Spencer. 1896.

Ausserdem verschiedene Schriften in spanischer, italienischer, russischer, holländischer, dänischer, rumänischer, neugriechischer, arabischer Sprache.

Mythologie und Metaphysik.

Grundlinien einer Geschichte der Weltanschauungen
von Prof. Dr. **Wilhelm Bender** in Bonn.

I. Bd.: **Die Entstehung der Weltanschauungen im griechischen Altertum.**
296 Seiten. Brosch. M. 4.—.

I. Die Entwicklung der metaphysischen aus der mythischen Weltanschauung. II. Die Entstehung der psychozentrischen Weltanschauung und ihre Ausbildung durch Platon. III. Die drei Hauptformen der kosmozentrischen Weltanschauung. IV. Skepticismus und Synkretismus. Wiederaufleben des asketischen Supernaturalismus in der Endzeit des Griechentums.

Theorie des Gefühls zur Begründung der Aesthetik.

Von Prof. Dr. **Max Diez.**
172 S. Brosch. M. 2.70.

Psychische Kraftübertragung.

Enthaltend unter anderem einen Beitrag zur Lehre von dem Unterschied der Stände.
Von **Exsul.**
23 S. Brosch. M. —.50.

John Locke,

ein Bild aus den geistigen Kämpfen Englands im 17. Jahrhundert.
Von Dr. **Ed. Fechtner,** Bibliothekar d. techn. Hochschule Wien.
310 S. Brosch. M. 5.—.

I. Knabenalter und Studienjahre. II. Eintritt ins öffentliche Leben. III. Im Hause des Grafen Shaftesbury. IV. In Frankreich. V. Locke während der politischen Kämpfe von 1679—1688. VI. In Holland. VII. Zeit der literarischen Produktion. VIII. Im Dienste des Staates. — Literarische Kontroversen. IX Die letzten Jahre. X. Locke's Charakter.

Der Wille zum Glauben

und andere popularphilosophische Essays.
Von Prof. **William James.** Übersetzt von Dr. **Th. Lorenz.**
216 Seiten. Brosch. M. 3.—.

1. Der Wille zum Glauben. 2. Ist das Leben wert, gelebt zu werden. 3. Das Rationalitätsgefühl. 4. Das Dilemma des Determinismus. 5. Der Moralphilosoph und das sittliche Leben.

Der Kampf zweier Weltanschauungen.

Eine Kritik der alten und neuesten Philosophie mit Einschluss der christlichen Offenbarung.
Von Prof. Dr. **G. Spicker** in Münster.
310 S. Brosch. M. 5.—.

Handbuch der natürlich-menschlichen

Sittenlehre

für Eltern und Erzieher.

Von Direktor Dr. **A. Döring.**

431 S. Brosch. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

I. Der Stoff des ethischen Unterrichts. 1. Der Inhalt der sittlichen Forderung. 2. Das Zustandekommen des Sittlichen. II. Die dem ethischen Unterrichte vorangehende sittliche Erziehung.

Herbart, Pestalozzi

und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre.

Von Prof. Dr. **P. Natorp** in Marburg.

157 S. Brosch. M. 1.80.

I. Herbarts allgemeine Bedeutung. II. Herbarts Ethik. III. Herbarts Psychologie. Einteilung seiner Pädagogik. „Regierung". IV. „Unterricht" und „Zucht"; „Erziehender Unterricht". V. Das Zeitalter Pestalozzis. VI. Allgemeine Grundlagen der Erziehungslehre Pestalozzis. VII. Pestalozzis Grundansicht über die soziale Bedingtheit der Erziehung. Die „Abendstunde". VIII. Ethik und Sozialphilosophie nach den „Nachforschungen". Religion.

Sozialpädagogik.

Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft.

Von Prof. Dr. **P. Natorp** in Marburg.

360 S. Brosch. M. 6.—.

I. Fundamentalphilosophische Voraussetzungen. II. Grundlinien individualer und sozialer Ethik. III. Organisation und Methode der Willenserziehung.

Rodbertus.

Von **Karl Jentsch.**

259 S. Preis brosch. M. 3.—; eleg. gebd. M. 3.80.

I. Lebensgeschichte. II. Die Lehre. 1. Antike Staatswirtschaft. 2. Die Volkswirtschaft der Gegenwart. 3. Die Staatswirtschaft der Zukunft. III. Die Bedeutung des Mannes.

P. J. Proudhon.

Leben und Werke.

Von Dr. **Arthur Mülberger.**

248 S. Brosch. M. 2.80. Eleg. geb. M. 3.60.

I. Der Kritiker. 1809—1848. II. Der Kämpfer. 1848—1852. III. Der Denker 1852—1865.

Gut und Geld.

Volkswirtschaftliche Studien eines Praktikers.

Von **Gustav Müller.** (New-York).

292 S. Brosch. M. 2.40. Eleg. geb. M. 3.20.

I. Der Reichtum. II. Das Kapital. III. Der produktive und der unproduktive Verbrauch. IV. Der Lohn. V. Der Gewinn. VI. Die Rente. VII. Der Wert. VIII. Das Geld. IX. Die Produktivität der Nationen. X. Der Welthandel. XI. Freihandel und Zollschutz. XII. Die Krisis. XIII. Die Grenzen des Reichtums.